

**Zeitschrift:** Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde = Indicateur d'antiquités suisses

**Herausgeber:** Schweizerisches Landesmuseum

**Band:** 1 (1869-1871)

## Teilband

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

**ANZEIGER**

FÜR

**SCHWEIZERISCHE ALTERTHUMSKUNDE**

**INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES**

**ZÜRICH.**

**DRITTER JAHRGANG.**

**1870.**



**ZÜRICH.**

Druck und Commissionsverlag von J. Herzog.

**1870.**

# Inhaltsübersicht.

(P. in Parenthesen beigesetzt = Behandlung des Gegenstandes in den Sitzungsprotokollen.)

## a) Vorrömisches.

	Seite
Ueber die neuesten Entdeckungen auf der Inselgruppe von Santorin (P.) (v. Dr. Wille)	160
Pfahlbauansiedler an der Mündung der Donau (v. Dr. F. Keller)	120
Pfahlbauten im oberen Zürichsee (v. P. M. Niederberger)	119
Entdeckung einer Pfahlbauansiedelung zu Heimenlachen bei Berg, Kant. Thurgau (v. Dr. F. Keller)	167
Antiquités lacustres près d'Estavayer, Ct. de Fribourg (v. Prof. Grangier)	169
Ueber neu gefundene Getreidereste aus Pfahlbauten (P.) (v. Prof. Heer)	161
Des porte-monnaies lacustres de l'âge du bronze (v. E. Desor) (Taf. XVIII)	187
Ueber die Grabhügelbestattung in der Schweiz (v. Dr. F. Keller)	189
Note sur des sépultures de la première époque du fer dans le Valais (v. F. Thioly) (Taf. XI)	124
Un cimetière de la première époque du fer à Sion (v. F. Thioly) (Taf. XII)	147
Die Heidenhäuschen im Riemenstein, Kt. Schwyz (v. D. C. Gemisch)	128
Refugium bei Mammern am Untersee (v. Dr. F. Keller) (Taf. XV)	173
Note sur des objets de l'époque antéhistorique trouvés dans le Valais (v. F. Thioly) (Taf. XV)	171
Verfertigung der Steinbeile (v. Dr. F. Keller) (Taf. X)	122
Durchbohrung der Steinbeile, der Hirschhornwerkzeuge und anderer Geräthe aus den Pfahlbauten (v. Dr. F. Keller) (Taf. XII)	139
Bronzegeräthe im Gebirge von Graubünden (v. Dr. F. Keller) (Taf. X)	124
Bronzegeräthe am Fusse des Jura (v. F. J. Schild) (Taf. XIV)	145
Glasring gefunden bei Orpund (v. F. Bürki) (Taf. XIII)	151
Goldmünze der Salasser (v. Dr. H. Meyer) (Taf. XIII)	146

## b). Römisches.

Aventicum (v. Dr. F. Keller)	185
Inschrift von Aventicum (v. Prof. Bursian)	156
Pagus Tigorinus (v. Prof. Bursian)	184
Entdeckung römischer Ansiedlungen (in Mammern, Hombrechtikon -- in St. Prex, Uttigen, v. Dr. E. von Muralt)	186
Fund römischer Alterthümer in Oensingen (v. Advocat J. Amiet) (Taf. XVIII)	197
Ein Römerbau am rechten Ufer des Sempachersees (v. Dr. von Liebenau)	157
Römischer Steinbruch zu Mäggenwil, Kt. Aargau (v. Dr. F. Keller)	126
Römische Thongefässe gefunden zu Üttigen, Kt. Bern (v. E. von Fellenberg) (Taf. XIV)	152
Note sur un cachet de l'époque romaine trouvé dans les environs de Zürich (v. F. Thioly) (Taf. XIII)	154
Ueber einige in der Schweiz gefundene antike Gemmen (v. Prof. Benndorf) (Taf. X)	130
Antike Gemmen (v. Advocat J. Amiet)	200

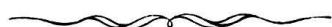
	Seite
Satyrkopf gefunden unweit Lausanne (v. Dr. F. Keller u. Prof. Benndorf) (Taf. XVII)	198
Antiker Satyrkopf aus Salodurum (v. Advocat J. Amiet) (Taf. XVII)	199
Das Spiel mit dem Follis (v. Dr. F. Keller) (Taf. XIV)	155
Ueber einige neue archäologische Entdeckungen (P.) (v. Prof. Benndorf)	161, 163
Ueber Prof. Stark's „Gigantomachie auf antiken Reliefs“ etc. (P.) (v. Dr. Kinkel)	161
Ueber die apokryphen achtzehn Psalmen Salomon's (P.) (v. Prof. Volkmar)	164

### **c) Alamannisches, Burgundisches.**

Gräberfund in Schaffhausen (v. Dr. Th. Hug)	131
Totentfeld zu Vidy bei Lausanne (v. Morel-Fatio) (Taf. XVI)	174

### **d) Mittelalterliches und Neueres.**

Ueber die Fresken der Unterkirche von San Clemente in Rom (P.) (v. Dr. Gsell-Fels)	138
Zur Baugeschichte der Klosterkirche von St. Gallen (v. Dr. Meyer von Knonau)	158
Pilgerreise durch die Schweiz im 12. Jahrhundert (v. T. Tobler)	132
Ueber die Cistercienserarchitektur und einige schweizerische Cistercienserkirchen (P.) (v. Dr. Rahn)	162
Zwei kleine Notizen zur Zürcher Geschichte im 13. Jahrh. (P.) (v. Dr. Meyer von Knonau)	165
Kloster Königsfelden (v. H. Zeller) (Taf. XVI)	181
Nachtrag zu dem Grabstein in Mettmenstetten (v. A. Nüschele) . . . . .	132
Bracteat mit der Aufschrift SS (v. Dr. H. Meyer) . . . . .	133
Pfenning der Abtei Disentis (v. Dr. H. Meyer) (Taf. X) . . . . .	133
Ein Ehelöffel (v. H. Zeller) (Taf. XI) . . . . .	134
Notizen über den Inhalt einiger schweizerischer Zeughäuser (aus d. Engl. d. Maj.-Gen. Lefroy) (Taf. XV) . . . . .	175
Sturmtopf (v. Dr. F. Keller) (Taf. XVI) . . . . .	179
Ueber Malereien in schweizerischen Chroniken vom Ende des 15. und vom Anfange des 16. Jahrh. (P.) (v. Maler L. Vogel) . . . . .	137
Aus „Gerold Edlibach's Buch“ in Donaueschingen (v. Dr. Meyer von Knonau) . . . . .	202
Ueber Gravirungen des Schweizer Künstlers Urs Graf, u. a. (P.) (v. Prof. Kinkel) . . . . .	164, 166
Ueber auf die schweizerische Geschichte bezügliche historische Volkslieder aus den Dreisiger und Vierziger Jahren des 16. Jahrh. (P.) (v. Dr. Meyer von Knonau) . . . . .	136
Ueber den ersten Act des tridentinischen Concils und Bullinger's Stellung dazu (P.) (v. Prof. H. H. Vögeli) . . . . .	165
Ueber die 1676 aus der glaubensverwandten Schweiz den verfolgten ungarischen Reformirten zugekommenen Unterstützungen (P.) (v. Prof. H. H. Vögeli) . . . . .	135



# ANZEIGER

für

## Schweizerische Alterthumskunde.

### INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

Nº 1.

ZÜRICH.

MERZ 1870.

**INHALT:** 34. Pfahlbauten im obern Zürichsee, von P. Martin Niederberger. S. 119. — 35. Pfahlbauansiedler an der Mündung der Donau, von Dr. F. Keller. S. 120. — 36. Verfertigung der Steinbeile, von Dr. F. Keller. S. 122. — 37. Bronzegeräthe im Gebirge von Graubünden, von Dr. F. Keller. S. 124. — 38. Note sur des sépultures de la première époque du fer dans le Valais, par F. Thioly. S. 124. — 39. Römischer Steinbruch zu Mäggenwil (Aargau), von Dr. F. Keller. S. 126. — 40. Die Heidenhäuschen im Riemensteinland, Cant. Schwyz, von D. C. Gemsh. S. 128. — 41. Ueber einige in der Schweiz gefundene antike Gemmen, von O. B. S. 130. — 42. Gräberfund in Schaffhausen, von Dr. Th. Hug. S. 131. — 43. Pilgerreise durch die Schweiz im 12. Jahrhundert, von Titus Tobler. S. 132. — 44. Nachtrag zu dem Grabstein in Mettmenstetten, von A. Nüschele. S. 132. — 45. Bracteat mit der Aufschrift SS, von H. M. S. 133. — 46. Pfennig der Abtei Disentis, von H. M. S. 133. — 47. Ein Ehelöffel, von H. Zeller, S. 134. — Sitzungsprotokolle, von Dr. G. Meyer von Knonau. S. 135.

#### 34.

##### Pfahlbauten im obern Zürichsee.

(Auszug aus einem Briefe vom 5. November 1869 an Dr. F. K.)

— — Es thut mir leid, dass ich Sie vor meiner Versetzung von Rappersweil nach Solothurn nicht mehr besuchen konnte, um Ihnen folgende Mittheilung zu machen.

Nach vielfachem Nachfragen und eigenem Suchen steht für mich fest, dass auch im obern Zürichsee Pfahlbauten nicht gemangelt haben, und dass solche wenigstens an zwei Stellen vorhanden waren. Mit Bezug auf die erste derselben stützt sich meine Angabe auf das Zeugniss des erfahrenen Fischers Oswald von Rappersweil, eines neunzigjährigen Greises, dem ich Zeichnungen von Pfahlbauten vorgewiesen und die nöthige Belehrung über die Construction und den Zweck dieser Wohnstätten in den Seen ertheilt hatte. Er versicherte mich dann mit aller Bestimmtheit, dass man Reste einer solchen Ansiedelung etwa 1000 Fuss oberhalb der Brücke von Rappersweil und zwar da, wo am Ende des vorigen oder im Anfange dieses Jahrhunderts von Herrn Curti, Vater des Herrn Sanitätsrathes, auf Strandboden eine bedeutende Landanlage hergestellt worden sei. Dort habe man im Schilf und Morast etwa 30 Fuss vom Ufer entfernt Pfähle und einen Rost von Eichenholz<sup>1)</sup> entdeckt und diesen vor dem Ausfüllen herausgerissen. Es seien bei dieser Arbeit, bei der auch er beschäftigt gewesen, Knochen und andere Dinge

<sup>1)</sup> Horizontal liegende Balken, Schwellen, kommen in den Pfahlbauten bei der Stadt Zürich in grosser Zahl zum Vorschein. F. K.



zum Vorschein gekommen. Niemand habe sich das Vorkommen von Pfählen an diesem Orte erklären können, und man sei nur darüber einig gewesen, dass in der Vorzeit ein Gebäude hier gestanden haben müsse.

Die zweite Stelle befindet sich ungefähr in der Mitte zwischen Rappersweil und Busskirch. Die Pfähle, ebenfalls vom Ufer etwas entfernt, sind bei klarem Wasser und niedrigem Stande des Sees ganz deutlich sichtbar, doch schienen mir diese von grösserem Durchmesser als jene, die ich am Sempachersee zu untersuchen Gelegenheit hatte. Ein Schiffmann, Namens Knobel, in Rappersweil, bemerkte mir, dass noch vor einigen Jahren über diesen Pfahlköpfen Querbalken gelegen hätten, die man aber herausgezogen habe. Dieser Unterbau steht gewöhnlich 6 Fuss tief unter Wasser und bildet ohne allen Zweifel den Rest eines Pfahlbaus.

P. MARTIN NIEDERBERGER, Ord. Cap.

### 35.

#### Pfahlbauansiedler an der Mündung der Donau.

In einem Schreiben d. d. 2. Dec. 1869 hatte Herr Dr. Horstmann zu Celle die Freundlichkeit, uns auf eine Stelle in einem alten Schriftsteller aufmerksam zu machen, die, so weit ihm bekannt, bis jetzt in der Pfahlbauten-Litteratur ganz übersehen wurde, obwohl sie die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher wohl verdient. Es scheint nämlich aus derselben hervorzugehen, dass noch im Anfange des VI. Jahrh. p. Ch. pfahlbaubewohnende slavische Völker an der Donau (Dacien) existiert haben. Diese merkwürdige Stelle findet sich in Mauricii artis militaris libri duodecim<sup>1)</sup>. Ed. Schefferi. Upsala 1664. Lib. XI. C. V. p. 272, und ist ferner abgedruckt in Schafarik Slawische Alterthümer, deutsche Ausg. Bd. II. p. 662 ff. Sie lautet in wörtlicher Uebersetzung wie folgt:

„Wie man mit den Slaven und Anten<sup>2)</sup> und ähnlichen Völkern Krieg führen soll

„Die Slavischen und die Antischen Völker haben die gleiche Lebensweise, die gleichen Sitten und Gebräuche. — Sie ertragen leicht Hitze und Kälte und Nacktheit des Körpers und Nahrungsangst. — Sie haben Ueberfluss an Vieh und an Feldfrüchten, die sie in Haufen aufbewahren, vorzüglich an Hirse und Fenich. — In Wäldern, in Flüssen und Sümpfen und Seen, die nicht leicht zugänglich sind, wohnen sie und machen die Ausgänge der Wohnungen vielfach (vielgetheilt), wegen der Zufälle, die ihnen begegnen können. Ihre nothwendigen Sachen verwahren sie (häufen sie auf) im Verborgenen und haben nichts Ueberflüssiges offen (sichtbar) im Besitz. Sie führen ein Räuberleben und lieben, in den waldigen und engen

<sup>1)</sup> Als Verfasser dieser Schrift gilt Mauritius, Kaiser des oström. Reichs von 582—602.

<sup>2)</sup> Nach Jordanis war Winden oder Weneten der allgemeine Name aller Slawinen, während Slawen und Anten blos spätere Bezeichnungen von zwei Hauptstämmen sind.

Die Slawinen wohnen von der Stadt Noviodunum (das heutige Isaktschi an der Donau) und von dem See Musianus bis zum Dniester und gegen Norden bis an die Weichsel. Sümpfe und Wälder dienen als feste Oerter. Die Anten dagegen, unter ihnen die tapfersten, haben ihre Sitze da, wo das schwarze Meer eine Krümmung macht, vom Dniester bis zum Dnieper, Flüsse, die mehrere Tagereisen von einander entfernt sind.

und steilen Orten mit ihren Feinden zu kämpfen. Sie üben sich mit Fleiss auf Hinterhalte und plötzliche Ueberfälle und Raub, und führen das bei Tag und Nacht in vielfacher Weise aus. Sie verstehen auch über Flüsse zu setzen vor allen Menschen, und halten trefflich aus im Wasser, so dass manchmal einige von ihnen, während sie im Eignen (im Hause) sich aufhalten, wenn sie ein Zufall überrascht, in die Tiefe des Wassers tauchen. Sie haben dafür lange Rohre zubereitet, die durchgängig hohl sind; diese halten sie im Mund, so dass sie bis an die Oberfläche des Wassers reichen, und indem sie rücklings in der Tiefe liegen, athmen sie durch dieselben und halten so viele Stunden aus, so dass man nichts von ihnen merkt, sondern, wenn man auch die Rohre hervorragen sieht, die Unkundigen meinen, sie wachsen im Wasser. Darum stossen die, welche der Sache kundig sind, wenn sie das Rohr an der Lage oder dem Schnitt erkennen, dieselben entweder ihnen in den Mund oder ziehen sie aus dem Wasser herauf, wo dann jene nicht mehr im Wasser bleiben können.

„Sie sind mit kleinen Wurfspiessen bewaffnet, je ein Mann mit zweien, einige auch mit Schilden, die zwar stark sind, aber schwierig von der Stelle zu bringen. Sie gebrauchen auch hölzerne Bogen und kleine Pfeile, die mit Gift bestrichen sind, welches von starker Wirkung ist, wenn der Verwundete nicht vorher davor geschützt ist durch Trinken von Theriak oder durch andere Hülfsmittel, die durch die Kunst der Aerzte bekannt geworden, oder dadurch, dass die Wunde sogleich ausgeschnitten wird, damit sich das Gift nicht in den übrigen Körper verbreite. Sie sind unbotmässig und einander feindselig, sie kennen keine Kriegsordnung und üben sich nicht in fester Schlacht zu kämpfen noch in offenen und ebenen Orten zu erscheinen. Wenn es aber geschieht, dass sie sich zu einem Handgemenge (einem offenen Kampfe) wagen, so bewegen sie sich meist unter Geschrei ein wenig vorwärts, und wenn die Feinde vor ihrem Lärm weichen, so dringen sie heftig nach; wo aber nicht, so kehren sie wieder um, und begehrn nicht, im Kampfe sich mit der Macht ihrer Feinde zu messen, sondern sie eilen zu den Wäldern, woher sie grossen Vortheil ziehen, weil sie geschickt sind, in den engen Pässen zu streiten. Auch bringen sie oft Beute heran unter etwelcher Verwirrung (lat. unter dem Schein etwelcher Verwirrung) und laufen in die Wälder, als liessen sie die Beute fahren, und wenn die Feinde sich um diese Beute bewegen, so erheben sie sich und schädigen jene mit Leichtigkeit. Das pflegen sie vorzüglich und freiwillig zu thun, um so ihre Feinde anzuködern (zu verlocken).

„Es schaden ihnen aber in den Schlachten die Pfeile und rasche Ueberfälle, und wenn man aus verschiedenen Orten angreift, und der Kampf der Fusstruppen und besonders der leichten, und wenn man sie an offene und ausgebreitete Orte bringt. Daher muss man gegen sie Reiterei und Fussvolk, besonders leichtes, oder Bogenschützen rüsten und eine Menge von Geschossen, nicht nur Pfeilen, sondern auch andern Schusswaffen.“

Gibbon in seiner Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs sagt von diesen Völkerschaften zum Theil mit Bezug auf obige Stelle: „Viertausend sechshundert Dörfer<sup>1)</sup> lagen in Russlands und Polens Provinzen zerstreut und ihre

<sup>1)</sup> Diese Summe ist das Resultat einer besonderen Aufzählung in dem Fragmente einer merkwürdigen Handschrift vom Jahre 550 in der Bibliothek von Mailand. Gibbon.

Hütten wurden eilig von schlecht gezimmertem Holze aufgebaut, in einem Lande, dem es eben sowohl an Steinen wie an Eisen gebrach. Diese in der Tiefe von Waldungen an den Ufern der Flüsse, am Rande von Morästen errichteten oder vielmehr versteckten Hütten dürfen wir, vielleicht nicht ohne Schmeichelei, mit dem Bau eines Bibers vergleichen, dem sie noch durch einen doppelten Ausgang zu Land und Wasser glichen, um dem wilden Bewohner, einem weniger reinlichen, fleissigen und geselligen Thiere als jenem wundervollen Geschöpfe, die Flucht zu erleichtern.“

Es frägt sich nun, ob wir unter den Wohnsitzen der genannten Völkerschaften eigentliche Pfahlbauten zu denken haben. Aus dem Umstande, dass die Bewohner der an den Ufern der Donau und des schwarzen Meeres errichteten Hütten bei einem Ueberfalle sofort „in die Tiefe des Wassers tauchten“, ergibt sich, dass die letztern, wie Gibbon mit Recht annimmt, gleich den Bauten der Biber, unmittelbar am Rande der Flüsse und Seen errichtet waren. Leider meldet der kurze Bericht nicht, ob diese Wohnungen ganz oder theilweise auf Pfahlwerk gleich den Ansiedlungen in unsren Seen und denen des 13. Jahrhunderts in der syrischen Landschaft Apamene (siehe Pfahlbautenbericht II, S. 133), oder ob sie nach Art der Faschinabauten in unsren Sumpfseen und gleich den Crannoges der Schotten und Irländer auf trockenem, aber von Wasser umgebenen Boden standen. Es mangelt uns also eine Angabe über das, worin der eigentliche Charakter der regelrechten Pfahlbauten besteht, dass sie nämlich vom Lande getrennt und nur vermittelst Brücken oder Kähnen zugänglich sind.

Vielleicht waren die in dem Berichte des Mauritius erwähnten Wohnungen dieser Ackerbau und Viehzucht treibenden, daneben unkriegerischen Völker blosse Zufluchtsörter, die in Zeiten der Gefahr benutzt wurden, ähnlich den Refugien der Gallier, die sich in Wäldern und Sümpfen befanden. Von den Menapiern erzählt Strabo IV. 3, dass sie sich in's Innere des Waldes zurückzogen, wo sie in den Sümpfen kleine Inseln hatten. Ebenso meldet Cäsar B. G. VI. 34 von den Eburonen, dass sie sich dort lagerten, wo ihnen ein verborgenes Thal, ein Wald oder ein unzugänglicher Morast Sicherheit darbot.

Bei dem gänzlichen Mangel genauerer Angaben halten wir es für unmöglich, zu entscheiden, ob die Wohnungen der Slawinen und Anten an den Fluss- und Seeufern den von Herodot V. 16 erwähnten und den in Mitteleuropa und auf den brittischen Inseln vorkommenden Pfahlbauten beizuzählen sind.

Dr. F. KELLER.

### 36.

#### Verfertigung der Steinbeile.

Taf. X., Fig. 1.

Die muthmassliche Art der Herstellung dieses den Pfahlbaubewohnern unentbehrlichsten Geräthes habe ich schon in meinem ersten 1855 erschienenen Berichte über Pfahlbauten erläutert. Man suchte nämlich unter den am Ufer der Flüsse und Seen liegenden rundlichen Geschieben ein Exemplar heraus, aus dem sich zwei

oder drei grössere oder kleinere Beile verfertigen liessen, indem man natürlich auf hartes und zugleich zähes Material sein Augenmerk richtete. Der gewählte Stein wurde dann, wie ich damals annahm, vermittelst eines sägeförmig gezahnten Blattes Feuerstein an verschiedenen Stellen eingeschnitten und, wenn der Schnitt tief genug eingedrungen war, durch einen Schlag in zwei oder drei Stücke zerlegt. Diese wurden hierauf mit einem harten Stein zurecht geklopft und nachdem sie die passende Form erhalten hatten, durch Schleifen auf einer Sandsteintafel vollendet. Jede grössere Sammlung von Pfahlbaugegenständen besitzt theils eine Anzahl angesägter, aber als unbrauchbar weggeworfener Steine, theils Lamellen aus Feuerstein, welche in Handhaben von Eibenholtz eingesetzt und mit Asphalt befestigt, als Sägen gedient hatten.

Wenn sich gegen die eben angegebene Art der Verfertigung im Allgemeinen nichts einwenden liess, so blieben bei näherer Betrachtung der Einschnitte verschiedene Erscheinungen doch unerklärt. Es zeigt sich nämlich, dass der untere Rand der Rinne in weit den meisten Fällen nicht eine gerade, sondern eine krumme, an beiden Enden des Schnittes sich aufwärts biegende Linie bildet, die häufig einem Kreisbogen gleicht. Ferner bemerkte man an den Wänden, den Schnittflächen, eine Reihe paralleler, durchschnittlich einen Millimeter von einander entfernter Absätze. Auffallend ist auch bei einer Tiefe von 2 und 3 Centim. der Einschnitte die nur 5 bis 6 Millim. betragende Weite des Einschnittes an der Randfläche, und man fragte sich, ob es möglich sei, vermittelst einer der genannten Feuersteinsägen, deren Blatt in der Längenrichtung immer gebogen ist, einen so schmalen und zu dem völlig geraden Einschnitt zu bewerkstelligen.

Diese Beobachtungen verbunden mit anderen Wahrnehmungen haben den im Jahre 1868 verstorbenen Herrn A. von Morlot von Bern auf den sinnreichen Gedanken gebracht, die Pfahlbauleute möchten sich beim Zuschneiden der zu Beilen bestimmten Steine einer Vorrichtung von der auf Taf. X. Fig. 1. abgebildeten Construction bedient haben.<sup>1)</sup>

Der zu schneidende Stein a) wird auf eine Unterlage von Holz oder Stein befestigt und unter den Ast eines Baumes gesetzt b). In das gespaltene Ende einer Stange c) wird ein längliches Stück Feuerstein d) gesteckt und festgebunden. Das Hin- und Herführen des Instrumentes bewirkt unter Anwendung von Wasser eine Rinne und allmälig einen Einschnitt e e) von beliebiger Tiefe in den untergelegten Stein. Der Feuerstein greift um so tiefer ein, je grösser der durch die Belastung f) des Astes auf die Stange hervorgebrachte Druck ist. Aus der Grösse des Kreisbogens gg) lässt sich die Länge der den Radius vorstellenden Stange c) abnehmen. Bei den von uns untersuchten Einschnitten wechselten dieselben zwischen 60 Centim. und 2 M. Es versteht sich von selbst, dass wegen der ungleichen Härte der Bestandtheile des zu bearbeitenden Steines dieser Kreisbogen nicht immer eine regelmässige Form hat, und ferner, dass die oben erwähnten Absätze h) von dem öftern Zuschärfen oder Wechseln des Feuersteines herrühren.

Dr. F. KELLER.

<sup>1)</sup> Die Zeichnung dieser Vorrichtung verdanken wir Herrn Dr. Uhlmann in Münchenbuchsee.

### Bronzegeräthe im Gebirge von Graubünden.

Die in unseren Mittheilungen und Berichten (1868) oftmals ausgesprochene Ansicht, dass schon in frühester Zeit die Hochgebirgstäler nicht unbewohnt gewesen seien, hat durch einen kürzlich in Graubünden gemachten Fund, dessen Kenntniss wir der Freundlichkeit des Herrn R. Camenisch, Advokat in Chur, verdanken, eine neue Bestätigung erhalten.

Im Spätsommer des verflossenen Jahres fand ein Hirt hoch oben am Berge zwischen dem Valser- und Savienthale in der Erde zwei bronzenen Geräthe, die nach Chur gebracht und von dem dortigen durch Herrn Dr. jur. und Ständerath P. C. von Planta neulich gegründeten alterthumsforschenden Verein für dessen Museum erworben wurden.

Der eine dieser Gegenstände ist ein Dolch von 19 Centm. Länge (siehe Taf. X. Fig. 2) mit etwas kurzem walzenförmigem Griff, der nicht in einen Knopf, wie viele Geräthe dieser Art, sondern in eine senkrecht abgeschnittene Anschwellung endigt. Er ist durch Guss entstanden, wie Gussnaht und Gussgrübchen beweisen. Die Verzierung am Griff ist sehr einfach und besteht in parallelen Einschnitten. Die Farbe der Bronze weist auf eine Mischung von 9 Theilen Kupfer auf 1 Theil Zinn hin.

Dolche dieser Art, bald grösser, reich verziert und mit einem Loche zum Anhängen versehen, bald kleiner und ohne alle Verzierung, kommen nicht selten zum Vorschein. Ein schönes Exemplar der ersten Art findet sich in unsren Mittheilungen Bd. II. Abth. II. Heft 2 abgebildet, ein anderes der zweiten Art, das vor vielen Jahren zu Seengen im Aargau gefunden wurde, liegt in unserer Sammlung.

Der zweite Gegenstand ist die Spitze eines Wurfspieses (siehe Taf. X. Fig. 3), von 22 cm. Länge, von weidenblattartiger Gestalt und zur älteren Form gehörig, nach welcher diese Dinge nicht mit einer Dülle versehen, sondern in das gespaltene Ende des Schaftes eingesetzt und mit ein Paar Nägeln, die durch die beiden Löcher gingen, befestigt wurden. Die Schneide wurde nach dem Gusse, wie bei den Sicheln und Messern aus Bronze, durch Hämmern (Dengeln) hervorgebracht. Der Zinngehalt ist bei diesem Geräthe grösser, folglich die Mischung härter. — Lanzenspitzen, gleich der vorliegenden, sind in Pfahlbauten und auf dem Lande in Menge zum Vorschein gekommen.

Dr. F. KELLER.

### Note sur des sépultures

*de la première époque du fer dans le Valais.*

(Taf. XI., Fig. 1.—5.)

Si, dans le canton du Valais, on n'a pas encore trouvé des objets de l'âge de la pierre, les travaux de l'agriculture ont mis au jour quelques armes remontant à l'époque du bronze. Mais c'est surtout le premier âge du fer qui a laissé les plus nombreuses traces dans ce canton.

Une des principales rues de la ville de Sion occupe l'emplacement d'un cimetière datant de cet âge-là, sans compter qu'il n'est pas rare de rencontrer dans d'autres parties du Valais des tombes de la même époque.

En attendant qu'il me soit possible de donner une notice complète sur le cimetière dont je viens de faire mention, je signalerai deux tombes découvertes récemment (l'une à Vernamiége, à l'entrée de la vallée d'Hérens; l'autre, à Grône, dans la vallée du Rhône) renfermant toutes deux des objets à peu près semblables à ceux que j'ai déjà recueillis dans la vallée de la Lœtschen<sup>1)</sup>), lesquels ont fait le sujet d'un article dans la première série de ce journal. Cette note vient le compléter.

Les tombes de la première époque du fer, dans le Valais, ont toutes été trouvées accidentellement; aucun exhaussement du sol, aucun indice n'aurait pu les révéler à l'archéologue.

C'est en défonçant un pré qu'on a découvert à Vernamiége un squelette humain avec des bracelets, une fibule et une épingle. Tous ces spécimens de la parure antique sont en bronze et assez bien conservés. La sépulture mesurait moins d'un mètre de profondeur.

Les bracelets, au nombre de dix, étaient encore passés dans les os des bras qui ont été coloriés par l'oxyde de cuivre.

Sur ces dix bracelets, qui possèdent encore toute leur élasticité, neuf sont formés d'une forte lame recourbée, comme ceux de la Lœtschen; ils sont ornés de la même manière que ces derniers; sept d'entre eux n'en diffèrent que par la distribution des doubles disques pointillés, placés près de l'ouverture (figure 1.). Un seul (fig. 2) est composé d'un gros fil rond, sur lequel ont été tracés à la lime des ornements en relief; ce dernier semble sortir des mains de l'ouvrier qui a fait le n° 9 de la planche correspondant à l'article déjà mentionné.

La fibule (fig. 3) est excessivement remarquable par sa forme élégante et son genre d'ornementation; trois morceaux d'ivoire, gros comme des perles moyennes, ont été incrustés au centre. L'extrémité de la fibule, relevée, se termine par une espèce de bouton où l'on a également incrusté plusieurs morceaux d'ivoire de la grosseur d'un grain de blé; ces incrustations font de cette fibule un véritable objet d'art qui ne dépareraient point la vitrine d'un bijoutier de notre époque.

L'épingle de Vernamiége (fig. 4) est loin de ressembler à celles qu'on a recueillies en si grand nombre dans les palafittes des lacs Suisses. Elle est plus matérielle et plus grossièrement travaillée que celles de l'époque du bronze. Je n'en ai pas encore rencontré de ce genre dans les autres tombes du Valais.

Quant aux ossements humains, les ouvriers qui ont procédé à cette fouille, n'ont conservé que quelques débris des os des bras; aussi n'ai-je pas eu l'occasion d'examiner le crâne; je le regrette d'autant plus que nous n'en possédons pas beaucoup de cette époque; ceux qui ont été recueillis dans les tombes méritent donc d'être conservés avec plus de soin qu'on ne l'a fait jusqu'à ce jour, afin qu'on puisse étudier les caractères typiques des races qui habitaient au pied des Alpes sur la fin de l'époque anté-historique.

A Grône, village situé entre Bramois et Granges, en creusant un canal à travers un pré, on a découvert une tombe; le squelette humain n'était qu'à quarante

<sup>1)</sup> Voir Sépultures Helvètes dans le Valais. Indicateur de 1868.

ou cinquante centimètres de profondeur et se trouvait en terre libre. Il a été retiré de là de nombreux bracelets en bronze formant une espèce de long brassard autour de chaque bras ; les ouvriers, de véritables vandales, ne connaissant pas la valeur de ces objets, les ont tous brisés en petits morceaux.

Des bracelets de la Lætschen, parfaitement semblables à ceux qui ont été détruits m' ont permis de recomposer un de ces brassards (fig. 5) ; de cette manière, on comprendra comment ces bronzes étaient portés.

Les populations de la première époque du fer jouissaient, comme on le voit, d'un certain bien-être, d'une aisance que nous ne sommes pas accoutumés de rencontrer, même aujourd'hui, chez les habitants du Valais ; aussi peut-on en conclure que les hautes vallées de cette région étaient habitées dans ces temps déjà si éloignés de nous, par des tribus parvenues à un haut degré de civilisation. Des rapports fréquents avec l'Etrurie, par les cols des Alpes, n'y sont probablement pas étrangers, car les bracelets et la fibule trouvés dans ces tombes ne le cèdent en rien aux objets que nous décrirons plus tard et qui ont été retirés des tombeaux de l'époque romaine.

F. THIOLY.

---

### 39.

#### Römischer Steinbruch zu Mäggenwil (Aargau).

Von den hohen Umfassungsmauern der einst so berühmten, auf den Trümmern der alten Vindonissa erbauten, Abtei Königsfelden führt eine Strasse in südlicher Richtung nach der Cavea des Amphitheaters (jetzt Bärlisgrub genannt) und längs des römischen Aquæductes hin nach dem Dörfchen Husen, in dessen westlichen Wiesen die äussersten Wassersammler durch Steine bezeichnet sind. Diesen Weg weiter verfolgend, gelangt man durch die Klause zwischen dem Etten- und Scherzberg auf die fruchtbare Ebene, das Birsfeld, und an den Fuss des mit einem mittelalterlichen Schlosse bekrönten Bruneggberges, auf welchem häufige römische Dachziegel die Reste einer Niederlassung, vielleicht auch eines Wachtthurmes verkündigen. Zweitausend Schritte von da liegt das Dörfchen Mäggenwil. Der bewaldete Hügel, der sich hinter demselben erhebt, und einen durch ein enges Thälchen von dem höhern Bergzuge getrennten Vorsprung bildet, ist für den Alterthumsforscher von nicht geringem Interesse, weil er dem römischen Architekten ein treffliches Material lieferte, das auf dem eben angegebenen Wege nach der Landzunge zwischen Aare und Reuss zum Bau von Vindonissa geführt wurde. Gegenwärtig noch sind in den alten Brüchen an drei in verschiedener Höhe liegenden Stellen ein Paar Duzend Menschen beschäftigt; es waren aber hauptsächlich die obersten, das beste Material liefernden Schichten des Hügels, welche in römischer Zeit ausgebeutet wurden. Mit Verwunderung bemerkt man, dass der Rücken des Berges, der stellenweise mit zwanzig Fuss hohem Abraume bedeckt ist, durch die Meissel und Brecheisen des römischen Arbeiters zersägt worden ist und seine ursprüngliche Form verloren hat. Obgleich hier fast überall, wo die Vorzeit thätig war, sich massenhafter Schutt aufgehäuft hat oder im Laufe so vieler Jahrhunderte weite und 30—40' tiefe Gruben entstanden sind, so gibt es dennoch Stellen, welche

vom Gebüsch befreit sich so zeigen, wie sie vom römischen Steinhauer verlassen wurden, und die Art und Weise wie er seine Arbeit betrieb, deutlich erkennen lassen. Nicht ohne Ueberraschung gewahrt an solchen der Besucher dieses Ortes eine bedeutende Zahl rundlicher 3' weiter, 1' tiefer Löcher, aus denen, nach dem Urtheil der jetzigen Arbeiter, mit ungemeiner Geschicklichkeit und vortrefflichen Instrumenten Handmühlensteine, genauer zu sagen Bodensteine zu Handmühlen, herausgekeilt wurden. An andern Stellen zeigen sich Einschnitte, entstanden durch das Ausbrechen kleiner, circa 15" langer, 6—8" breiter Quaderstücke, welche (als sogenannter petit appareil) zum Bau von Häusern, namentlich aber zur Bekleidung von Festungsmauern verwendet wurden. Säulen, Kapitale und Werkstücke verschiedener Form sind nicht selten angetroffen worden und werden beim Abräumen alter Stellen noch häufig zum Vorschein kommen. Als ich am 14. August 1869 mit meinem Freunde, Herrn Escher-Züblin, den Steinbruch besuchte, lag ein antiker Säulenschaft vor einer Hütte des untern Bruches. An einer neuerlich abgegrabenen Schuttwand kamen in einer etwa 10' tief liegenden Schicht vermodertes Holz und Stroh nebst Kohlen zum Vorschein, die nach der Ansicht der Arbeiter als Ueberreste einer kleinen zum Zuspitzen des Eisengeräthes hier angelegten Schmiede zu betrachten sind. Geräthe aus römischer Zeit kommt öfter vor und es ist bemerkenswerth, dass dasselbe mit dem jetzt gebräuchlichen vollkommen übereinstimmt. Werkzeuge zum Abschroten und Scharrieren sind von den jetzigen in keiner Weise verschieden, überhaupt ging das ganze Geschäft des Brechens und Behauens der Steine in ganz gleicher Weise und mit den gleichen Mitteln wie heut zu Tage vor sich.

Da die Helvetier, wie die Gallier überhaupt, sich zum Bau von Wohnungen des Steins nicht bedienten, so ist es klar, dass wir die Entdeckung des Steinbruches zu Mäggenwil den Römern zu verdanken haben. In einem von Römern eroberten Lande war es die erste Aufgabe des Architekten, für den Bau von Festungen, von öffentlichen Gebäuden, von Brücken u. s. w. in weitem Umkreise gutes Material aufzusuchen, und es gibt in der Schweiz mannigfache Beweise, dass ihrem gewandten Blicke nicht Ein Punkt entging, der für die verschiedenen Bedürfnisse den passenden Stoff lieferte. Der Transport desselben machte ihnen wenig Sorge. Auf Land- und Wasserstrassen — wir erinnern an die Herbeischaffung der Bausteine für Aventicum aus der Gegend von Neuchatel über die Seen von Neuchatel und Murten — wurde dasselbe zur Stelle gebracht. Ebenso bemerken wir, wenn wir auf dem Emplacement des einstigen Lagerplatzes zu Windisch herumwandern, und die Reste der Mauern untersuchen, Steine, die von verschiedenen mehr oder weniger entfernten Localitäten hergeholt worden sind. In erster Linie sehen wir den jurassischen Kalkstein und den Muschelsandstein von Mäggenwil benutzt. Jener, den die naheliegenden Brüche von Gebisdorf lieferten, bildete wegen seiner Festigkeit den Hauptbestandtheil des Mauerwerks und wurde, da er ausserdem eine schöne Farbe besitzt und treffliche Politur annimmt, für ornamentale Zwecke und jede Art von Monumenten verwendet. Dieser, von graulich düsterer Farbe und keiner Politur fähig, hat vor jenem die vorzüglichen Eigenschaften voraus, dass er nicht splittert, den Einflüssen der Witterung widersteht, und sich leicht bearbeiten lässt, weshalb er sich für den Unterbau von Gebäuden, für Wasserbauten, für Brunnenbette, Grabmäler, Meilensteine und Sculpturen von untergeordnetem Werthe in hohem Grade eignete.

Die früheste Ausbeutung des Mäggenwilersteins fällt nachweislich schon in die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts. Der Gebrauch dieses Materials dauerte bis zu dem Ende der Römerherrschaft in unserer Gegend fort, scheint aber im Mittelalter, das sich für Bauten fester Thürme und Privatgebäude der Findlinge, des Flussgeschiebes, des Molassesandsteines, des Tufts bediente, fast ganz vernachlässigt worden zu sein.

Wenn in der römischen Periode die Verbreitung des Mäggenwilersteines sich über einen bedeutenden Theil der mittleren und östlichen Schweiz, namentlich die Cantone Aargau und Zürich ausdehnte, wo er fast in jeder Ansiedlung in grösserer oder geringerer Menge auftritt, so beschränkt sich gegenwärtig die Benutzung dieser Steinart hauptsächlich auf den Canton Aargau und ist seit bald einem Jahrhundert durch ein Material von völlig identischer Natur, den Muschelsandstein von Würenlos aus dem Limmatthale verdrängt worden.

Dr. F. KELLER.

## 40.

### Die Heidenhäuschen im Riemenstalden, Cant. Schwyz.

In Nro. 1, Jahrgang 1869, des „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde“ habe ich unter dem Titel „Die Heidenhäuschen auf Illgau, Cant. Schwyz“, einen Bericht veröffentlicht über die Baureste einer vorhistorischen Niederlassung, die von Herrn Dr. Keller dem rätoromanischen Völkerstamme zugeschrieben wird. In dem Berichte ist das Thal von Riemenstalden erwähnt, welches gemäss erhaltener Mittheilungen ähnliche Trümmer aufweisen soll. Wirklich habe ich mich seither durch den Augenschein von der Richtigkeit dieser Thatsache überzeugt, und ich war überrascht, bei Untersuchung von etwa zehn Baustellen überall die gleiche Bauconstruktion zu finden, wie sie die Heidenhäuschen auf Illgau weisen.

Die Bauten sind in regelmässiger Quadratform aufgeführt, die Mauern in einer mittlern Länge von 16—20' mit rohen Steinen ohne Mörtel gebaut, die vierte Seite ist offen. Die senkrechten innern Wände, ungefähr 5' hoch, lehnen an die Berg-halden oder gehen in Böschungen von Stein und Rasen über. Wollte ich über diese Baustellen von Riemenstalden ausführlicher mich vernehmen lassen, so müsste ich wiederholen, was ich über die Heidenhäuschen auf Illgau geschrieben habe. Offen-bar sind die einen wie die andern in demselben Zeitalter und von einem Volke gleichen Stammes und gleicher Bildung gebaut worden.

Diese Baureste erstrecken sich von der Thalsohle an beiden Berghalden bis in die Alpweiden hinauf und sind, obwohl nach Angabe der Einwohner schon manche weggeräumt worden, viel zahlreicher als die auf Illgau. Das Gemäuer ist meistens nicht gut erhalten, theilweise abgetragen. Wo dasselbe vollständig geräumt worden, da gibt von der Baustelle noch eine Terrainvertiefung Kunde und eine vom Um-gelände abweichende Vegetation. Ein Häuschen im Heimwesen „Kirchenrüti“ ist ausnahmsweise gut erhalten und sehr sehenswerth. Es liegt an sonniger Halde, die offene Seite ist nach Süden gekehrt, die drei Mauern sind nach Innen mit grossen lagerhaften Steinen aufgebaut; die Seitenmauern haben nach Aussen Böschungen

und die nördliche Mauer lehnt an den Berg, gegen den das Gebäude durch eine Schirmmauer vor Steinschlag und Lawinen geschützt ist. Damit auch aus der Pflanzenwelt ein Zeuge entchwundener Generationen nicht fehle, steht auf der östlichen Seitenmauer weithin sichtbar eine verstümmelte Rothtanne und umrankt gleich den Zweigen des Epheus mit ihren starken Wurzeln das Mauerwerk — einer jener Baumriesen, die leider längst aus unsren Wäldern verschwunden sind.

Herr Pfarrer Aufdermaur, der viele Jahre der Pfarrei von Riemenstalden vorstand, giebt die Zahl dieser Baustellen auf mehrere Hundert an. Er theilt mir darüber mit, dass er zwei solcher Mauerwerke zerstört und in einem derselben etwa 3 Fuss unter dem Rasen Tannenpfähle gefunden habe, welche an einem Ende angebrannt waren, eine Länge von 3' und eine Dicke von 1' hatten. Neben einer dritten Baustelle fand er dicht unter dem Rasen eine grosse Menge von Kohlen. Werkzeuge oder Scherben wurden von ihm nicht gefunden. Freilich sagt Herr Pfarrer Aufdermaur, dass er seinem Fund nur vorübergehende Aufmerksamkeit geschenkt und erst durch den Bericht über die Heidenhäuschen auf Illgau wieder desselben sich erinnert habe. Schade, dass dieser sehr wissenschaftliche und thätige Mann Riemenstalden verlassen hat: wir hätten für unsere Nachforschung von ihm weitere Entdeckungen erwarten dürfen.

Die Einwohner von Riemenstalden glauben, dass ihr Thal schon in den ältesten Zeiten und früher als die andern Gegenden des Landes bewohnt gewesen sei. Da sie die Römer für das älteste Culturvolk halten, von dem Kunde auf uns gelangt ist, so führen sie ihre Abstammung auf dieses Volk zurück; es schreiben darum Einige den Ortsnamen „Römerstalden“ und leiten ihn von Statio Romanorum ab.

Nach der Sage, die ganz gleichartig klingt, wie die Erzählung über die Urbewohner der Berggemeinde Iberg, fanden die ersten Einwohner eines Morgens ihre Quelle mit Eis bedeckt. Ueberrascht von dieser Erscheinung erklärten sie, in einem Lande, wo das Wasser „dick“ werde, könnten sie nicht wohnen und verliessen das Thal. In Folge von Naturereignissen, die nicht näher bezeichnet werden, wurde diese Heimath von ihren Bewohnern noch mehr als einmal aufgegeben.

Grössere Beachtung als diese Sagen verdient eine Notiz im Jahrzeitbuch von Morschach, wo einer Kirche erwähnt wird, die schon im 8. Jahrhundert in Riemenstalden bestanden hatte <sup>1)</sup>). Als Standort für dieselbe wird heute noch eine hügelartige Erderhöhung in der „Kirchenrüti“ bezeichnet, an deren Fuss in neuerer Zeit eine Kapelle zu St. Johann gebaut worden ist. Bei den Einwohnern hat sich aus alter Zeit der Glaube erhalten, es liegen Kirchenreste und Kirchenschätze unter dem Hügel, und der Plan, hier nach Schätzen zu graben, war vor einigen Jahren der Ausführung nahe. Ein solcher Versuch verdient der Unterstützung und dürfte vielleicht interessante Resultate zu Tage fördern. Der Hügel steht so isolirt und seine Formation ist so eigenthümlich, dass man mit einiger Wahrscheinlichkeit auf einen Leichenhügel schliessen darf. Wenn diese Vermuthung sich bestätigen sollte, so würde eine Nachgrabung freilich keine Kirchenschätze liefern, wohl aber werthvolle Aufschlüsse über die Urbewohner des Landes, von denen nur einige dunkle Sagen auf uns gelangt sind.

D. C. GEMSCH.

<sup>1)</sup> Nachdem diese Kirche abgebrannt war, wurde Riemenstalden auf mehrere Jahrhunderte mit der Kirchengemeinde Morschach vereinigt.

## 41.

**Ueber einige in der Schweiz gefundene antike Gemmen.**

In einer Zeit wie der gegenwärtigen, welche jeder Zersplitterung abhold ist, und in einem Lande wie der Schweiz, in welchem mit selten allgemeiner Theilnahme und mit seltener Sorgfalt alle, auch die kleinsten Reste einer vergangenen Cultur gesammelt werden, drängt sich dem Archæologen die Frage auf, ob es nicht gelingen könnte, wenigstens für gewisse Classen von Monumenten, wenn nicht im Original, doch in Reproduction, allgemeine Sammlungen herzustellen, welche das allein fördernde Studium ganzer Serien ermöglichen. Gerade für Monamente von kleinem Umfang, wie für geschnittene Steine, welche wie Courant die Besitzer wechseln und nur zufällig ein Ursprungszeugniss in die Wissenschaft mitnehmen, wären solche Collectionen ebenso erspriesslich als leicht möglich. Wie rasch lässt sich ein Abdruck von einem Stein herstellen, den man am Finger trägt, wie leicht lassen sich ganze Serien versenden. Wie bald liesse sich hier am Orte eine lehrreiche Sammlung von Gipsabdrücken nach antiken geschnittenen Steinen zu Stand bringen, wenn auch nur ein kleiner Theil von Besitzern Lust fände zu einem kleinen Anfange eines künftig grossen Museum *Helveticum antiquum*. Denn auch im Gebiet der Archæologie zeigt die Erfahrung, dass Vereinzelung dem Ruin gleicht, und erst im geordneten Nebeneinander Werth wie Unwerth des Einzelnen klar wird, erst im übersichtlichen Ganzen sich mitunter spielend Räthsel lösen lassen, welche dem vereinzelten Monument gegenüber sich dem hartnäckigsten Scharfsinn nicht erschliessen wollen.

Nach einem wohl ähnlichen Ideengang hat Herr Dr. Ferd. Keller seit Jahren gelegentlich Siegelabdrücke von in der Schweiz gefundenen Intagli gesammelt, wie sie ihm gerade zur Hand kamen. Leider sind dieselben im Lauf der Zeit erweicht und mehrfach undeutlich geworden. Ich gebe von den erheblichsten Stücken dieser provisorischen Sammlung die folgende ebenso provisorische Notiz:

1. Carneol, vor Kurzem in Vindonissa gefunden; in der oberen Hälfte eine jener in den mannigfachsten Spielarten in der alten Kunst häufigen Thierfiguren von gemischter Form, halb Ziegenbock halb Reptil mit krebsartigem Schwanze; in der unteren Hälfte zwei Aehrenstengel und zwei Aehren nebst einem undeutlichen andern Gegenstande auf einem Stab oder Stengel, hinter einem horizontalen Wulste, dessen Bedeutung mir nicht klar ist. Abg. Taf. X, Fig. 4.
2. Jupiter, nach l. auf einem Thron mit Rückenlehne sitzend, ein Gewand über den Knieen, in der erhobenen Linken das Scepter haltend, die Rechte ausstreckend über dem Adler, der links von ihm am Boden sitzt. Fig. 5.
3. Bärtiger Mann, nach l. auf einem Felsen sitzend, unterwärts bekleidet, beide Arme über dem Kopf erhoben. Ihm zur Seite sitzt ein Vogel auf dem Felsen, der in seine Brust zu picken scheint. Prometheus? — Fig. 6.

Die Originale der folgenden Nummern befanden sich in der Schaufelbühlschen Sammlung in Zurzach:

4. Nackter Athlet vor einer (rechts befindlichen) Herme en face stehend. Fig. 7.

5. Carneol in eisernem Ring: Silvan eine Sichel in der Rechten, einen Zweig in der Linken. Fig. 8.
  6. Eros, nach rechts stehend, im Reifspiel begriffen, in der gesenkten Linken den Trochos, in der Rechten den Stab haltend. Fig. 9.
  7. Carneol, zwei Eroten vor einer Herme im Ringkampfe begriffen: Eros und Anteros? Fig. 10.
  8. Agat, ein bekleidetes Mädchen kniet mit dem r. Bein nach rechts auf den Boden nieder, um mit einer Vase Wasser zu schöpfen. Hinter ihr ein Dreizack. Amymone? — Fig. 11.
  9. Chiron dem Achill das Leierspiel lehrend, Reproduction der bekannten Gruppe in der römischen Saepta (Plinius h. nat. 36, 29), welche uns unter Anderm auch in Wandgemälden erhalten ist, vergl. Helbig Wandgemälde der am Vesuv verschütteten Gemälde Campaniens p. 289 n. 1295. Fig. 12. O. B.
- 

### Gräberfund in Schaffhausen.

Im Juli 1869 wurden bei der Fundamentirung des neuen Post- und Bankgebäudes an der Bahnhofstrasse in Schaffhausen Reste von zwei Leichnamen gefunden, deren zwar dürftige Ausstattung grosse Aehnlichkeit mit den auf dem grossen alemannischen Leichenfelde in Schleitheim zu Tage geförderten Fundgegenständen hat. Erhalten sind hauptsächlich ein auffallend grosser Schädel eines männlichen Individuums, und ein viel kleinerer weiblicher, der mehr gelitten hat, dazu als passende Ausrüstung ein verrostetes einschneidiges Schwert, ferner bunte Glas- und Thonkorallen zu einem Halsband, und ein bronzenes Armband, sehr einfach, aber ganz entsprechend den auf unserm Antiquarium aufbewahrten Schleitheimerstücken. Es wäre nun sehr interessant, wenn durch weitere Funde dieser Art constatirt werden könnte, dass auch in Schaffhausen, dessen urkundliche Geschichte bis jetzt nicht weit über die Gründung des Klosters Allerheiligen hinaufreicht, eine alemanische Niederlassung bestand. Leider wurden weitere sorgfältigere Nachgrabungen an derselben Stelle von der Bauaufsicht nicht gestattet, es dürfte aber nächstes Jahr beim Umbau eines gegenüber stehenden Hauses sich dazu Gelegenheit finden. Der Fundort ist nach Angabe der sachverständigen Augenzeugen anderthalb Fuss tief unter der Brandschicht, die von dem grossen Brände des Jahres 1382 herrührt, nur einige Fuss neben der Stelle, wo eine 1856 beim Bau der Bahnhofstrasse verschüttete Krypta der Spitalkirche stand.

Ich gebe diese wenigen Notizen mit allem Vorbehalt bezüglich der daraus zu ziehenden Folgerungen, indem ich sie der Beachtung competenter Forscher empfehle.

November 1869.

Dr. Th. HUG.

## 43.

**Pilgerreise durch die Schweiz im 12. Jahrhundert.**

Da im zwölften jahrhunderte die geographischen nachrichten über die Schweiz etwas dürftig flossen, so mag ein auszug aus der schrift: Summa Geographiæ medii ævi ad mentem Islandorum, cui accedit Itinerarium ad Romam et terram sanctam susceptum vom isländischen abte Niklaus von Thingeyrar um 1150 nicht unwillkommen sein. Diese schrift wurde in isländischer sprache abgefasst und sowol von Erik Christian Werlauff unter dem titel: Symbolæ ad Geographiam medii ævi ex monumentis islandicis (Hauniæ 1821) ins lateinisch übersetzt als in anschliessenderm latein von C. C. Rafn in seinen Antiquités Russes d'après les monuments historiques des Islandais et des anciens Scandinaves (Copenhagen 1852) herausgegeben. Werlauff begleitete die übersetzung mit lehrreichen anmerkungen. Ich bringe hier den die Schweiz betreffenden auszug einer übersetzung und sperre die eigennamen, wie sie der<sup>†</sup> Isländer schrieb, alle male in eine klammer:

Inde (von Strassburg) tridui iter ad Basileam (Bosalaraborgar). Inde, Rheno relicto, diei iter ad Solodurum (Solatra). Inde dici iter ad Vivilsburgum (Vivilsborgar) urbem olim magnam, jam vero, postquam Lodbrokidæ eam everterunt, exiguum. Inde iter diei ad Viviaccum (Fiuizuborgar) ad lacum Martini (Marteins vadu). Ibi junguntur viæ, quibus Alpes transituri Romam petunt variarum gentium peregrinantes, scilicet Franci, Flamingi, Galli, Saxones et Scandinavi. Inde diei iter ad urbem Mauritii (Mauriciusborgar), ubi ille cum exercitu suo, sex millibus sexcentis sexuaginta et sex hominibus, conditus est. Ibi est castellum Petri (Petr's kastali). Ab urbe Mauritii iter bidui ad hospitium Bernhardi (Biarnards spitala) in monte situm, dicit. Est quoque in Alpibus hospitium Petri (Petr's spitali), ubi circa festum S. Olavi aestivum sæpe saxa nive et aqua glacie obducta conspiciuntur. Alpibus ab austro extat oppidum Thrælathorp . . . —.

TITUS TOBLER.

## 44.

**Nachtrag zu dem Grabstein in Mettmenstetten.**

(Anzeiger 1869, Nr. 3 Seite 82.)

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich das nur theilweise erhaltene Wort der Grabschrift des Leutpriesters J. Keller vor „maximus ultor“ nach Vergleichung der Buchstaben mit denjenigen in andern Worten so lese: s..lerum, was auf die einzige mögliche, sowie dem Sinne (als Gegensatz von justitia) entsprechende Weise deute als: scelerum, wozu auch die Lücke von zwei Buchstaben passt.

Was die Vermuthung betrifft, dass Mettmenstetten eine Expositur der Abtei Cappel gewesen sei, so wird dieselbe durch die Urkunden als unbegründet widerlegt; denn am 30. Juni 1243 vereinbaren sich Bischof Heinrich I. von Constanz und der Abt Theobald I. von Lützel, als Administrator des Stifts Murbach, über das Pfarrpatronat von Mettmenstetten dahin, dass letzteres von nun an dem Bischof

gehören solle, wogegen dieser die Zehntenquart von der Pfarrei Luzern und seine Rechte in Farnern? (Jonen?) und Lunkhofen dem Abte überlässt. Der Bischof von Constanz handelt demzufolge noch in den Jahren 1360, 1459, 1493 und 1518 als Lehenherr der Pfarrpfründe Mettmenstetten.

A. NUESCHELER.

## 45.

### **Bracteat mit der Aufschrift S S.**

In Nr. 3 des „Anzeigers für schweiz. Alterthumskunde, 1869“ wurde der Bracteatenfund von Wolsen besprochen und unter denselben ein bisher unbekanntes Stück erwähnt und auf Taf. VIII. Nr. 11 abgebildet, nämlich ein männlicher Kopf links hin zwischen den Buchstaben **S S.** Die Stirn ist mit einer Binde oder Perlen-diadem geschmückt und oberhalb und unterhalb des Kopfes befindet sich ein Stern. Der Bracteat gehört seiner äusseren Beschaffenheit nach unstreitig zu den schweizerischen und muss unter diese irgendwo eingereiht werden. Nun schreibt mir Herr Prof. Hidber zu Bern, er vermuthe, dass die Aufschrift *Sanctus Salvator* bezeichne, und auf das Kloster des h. Erlösers zu Schaffhausen hinweise, welches im 11. und 12. Jahrhundert häufig monasterium Sancti Salvatoris genannt wurde (vergleiche Schweizerisches Urkundenregister Nr. 1416. 1459). Ich halte diese Vermuthung für höchst wahrscheinlich, da es ja noch mehrere schweizerische Bracteaten gibt, auf denen ebenfalls der Name des Heiligen statt desjenigen der Münzstätte sich befindet. Dieses Kloster, das späterhin gewöhnlich Kloster Allerheiligen (*omnium Sanctorum*) genannt wurde, erhielt das Münzrecht durch den Grafen Burkhard von Nellenburg, Eberhards Sohn, im Jahre 1080, in welchem er die Stadt Schaffhausen sammt allen Rechten an dasselbe abtrat. Später ging die Münze wieder an die Stadt über (s. Denare und Bracteaten der Schweiz, 1858, p. 72).

Bisher war eine einzige Sorte von Schaffhauser Bracteaten bekannt, diejenige mit dem Stadtwappen, dem Widder, der aus dem Thurm herausschreitet; jetzt lernen wir durch den vorliegenden Bracteaten auch den älteren Typus der Münze des Klosters kennen, und sehen, dass auf derselben das Haupt des Salvator dargestellt war. Den gleichen Typus zeigen die ältesten Konventsiegel, deren Umschrift lautet: *Sig. Conventus monasterii Sti. Salvatoris in Seafusa.* Auf denselben ist der Erlöser in ganzer Figur dargestellt, sitzend auf dem Thron und beide Hände erhebend. Auf den Bracteaten konnte wegen der Kleinheit des Raumes nicht die ganze Figur, sondern nur der Kopf abgebildet und auch der Name musste auf zwei Buchstaben beschränkt werden, wie dieses auch auf anderen Münzen der Fall ist. H. M.

## 46.

### **Pfenning der Abtei Disentis.**

Auf Taf. X. Fig. 13 ist eine kleine Münze der Abtei Disentis abgebildet, welche uns von Herrn C. F. Trachsel zu Berlin, dem eifrigen Sammler der Münzen Graubündens, mit dem Wunsche übersandt wurde, dass sie im „Anzeiger“ abgebildet werde.

Sie ist zwar von ihm bereits in Leitzmann's numismat. Zeitschrift 1869, Nr. 20, beschrieben, aber noch nicht abgebildet. Bisher kannte man einen Pfenning des Abtes Gallus von Florin (1663 bis 1680) und Kreuzer des Abtes Marian von Castelberg 1669 bis 1687; aber vom Abt Christian von Castelberg (1566 bis 1584) war noch keine Münze veröffentlicht.

Es ist ein einseitiger concaver Silberpfennig. Innerhalb eines Perlenkreises ist in einem spanischen Schild das abteiliche und Familienwappen, nämlich im 1ten und 4ten Schild das Andreaskreuz als Wappen der Abtei, im 2ten und 3ten das Familienwappen derer von Castelberg, welches zwar von der von Guler gegebenen Abbildung ebensowohl als auch von dem auf dem Kreuzer von Marian v. Castelberg abweicht. Ueber dem Schild ist der Anfangsbuchstabe C für Christian.

Das Wappen von Castelberg ist nach Stumpf Chron. 2, P. 310 ein Schwanenhals.

H. M.

#### 47.

#### Ein Ehelöffel.

(Taf. XI., Fig. 6.)

David Hess, in seiner Lebensbeschreibung Salomon Landolt's von Zürich, erzählt, dieser originelle Mann habe in seiner Eigenschaft als Landvogt zu Greifensee (1781/87) zanksüchtige Nachbaren und Eheleute so lange zusammen einsperren und mit dem nämlichen Löffel so lange aus der gleichen Schüssel essen lassen, bis sie sich unter einander vertragen lernten.

So sehr ein derartiges Versöhnungsverfahren dem launigen Landvogt conveniren musste, so scheint es doch nicht seine eigene Erfindung gewesen zu sein, sondern wurde in früheren Jahrhunderten wohl allgemein bei uns angewendet. Einen Beweis hiefür liefert auch das früher auf der Stadtbibliothek aufbewahrte und jetzt der Antiquarischen Gesellschaft angehörige, auf Tafel X. abgebildete Geräth, das traditionell den Namen „Ehelöffel“ führt, und auch kaum andern Zwecken gedient haben kann.

Es ist diess ein aus Lindenholz geschnitzter Doppellöffel, an dem ein kleines ornamentales Löffelchen gewissermassen einen zweiten Stiel zwischen den beiden Schalen bildet. Es sollte diess wahrscheinlich die streitigen Eheleute an ihre Kinder, die ja auch eine Verbindung zwischen denselben herstellen, erinnern.

Auf der Rückseite der einen Löffelschale ist ein, auf der andern zwei Zürichschilde mit rohen Ornamenten eingeschnitzt, die den obrigkeitlichen Charakter des Instrumentes darthun, und aus deren Form, sowie aus der dunkeln Farbe des Holzes sich schliessen lässt, dieser Ehelöffel sei sehr alt, und werde im 16. Jahrhundert verfertigt worden sein. Das kleine zierliche eiserne, mit Messing verzierte Kettchen, das am Löffel befestigt ist, diente wahrscheinlich zum Aufhängen desselben in einem Gerichtslocal.

Ueber den Gebrauch des Ehelöffels verweise ich auf die angeführte Stelle aus Salomon Landolt's Lebensbeschreibung. Aeltere Leute erinnern sich noch, dass man streitigen Eheleuten spottweise nachsagte, sie hätten aus dem Ehelöffel essen müssen, was indessen nicht beweist, dass er wirklich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts

in der Stadt Zürich gebraucht worden sei. Ebenso existirt eine Tradition, dass früher einer Scheidungsklage erst Gehör gegeben worden sei, wenn die Gatten nach achttägiger gemeinsamer Einsperrung darauf beharrten.

Schuler in „Leben und Thaten der Eidgenossen“, Bd. III, Seite 469 berichtet von Solothurn: „Als 1639 zwei zänkische Weiber einander misshandelten, war ihre Strafe, dass sie beide in einem Gefängniss verschlossen aus Einer Schüssel mit „Einem Löffel essen mussten.“ Also auch hier eine ähnliche Strafart für Zanksucht, wenn auch nicht unter Mann und Frau.

Es wäre wünschbar, über dieses Sühnemittel mehr und näheres in Erfahrung zu bringen, und erlaube ich mir daher die Bitte, allfällige weitere Mittheilungen der Redaktion des Anzeigers zustellen zu wollen.

H. ZELLER.

# Sitzungsprotokolle.

## XXIII.

3. Juli 1869.

**Vortragender:** Professor H. H. VÖGELI.

Derselbe sprach über die *verfolgten ungarischen Reformirten aus der glaubensverwandten Schweiz gewordenen Unterstützungen* (1676). — Zuerst warf der Vortragende seine Blicke rückwärts auf frühere Beziehungen der ungarischen Nation zur schweizerischen Eidgenossenschaft. Die erste Berührung freilich, welche das finnische Reitervolk mit den später zur Schweiz gewordenen Territorien hatte, war keine freundliche: es sind jene Einfälle, deren einen in seinen Folgen für St. Gallen Ekkehart so anschaulich schildert. Allein als 1278 der auf den deutschen Königsthron gestiegene Graf aus dem Aargau gegen den mächtigen Przemysliden auf dem Dürnkruterfelde focht, standen ihm die Ungarn zur Seite; ebenso führte König Albrecht, des Königs Rudolf Erstgeborener, ungarische Krieger gegen Zürich; und die durch ihr Weilen in Königsfelden zur langjährigen Trägerin der österreichisch-schweizerischen Interessen gewordene Agnes war die Wittwe eines ungarischen Königs. Wie enge Beziehungen dann im 15. Jahrhundert König Matthias Corvinus mit den Eidgenossen anzuknüpfen wünschte, hat Segesser 1860 gezeigt. — Anderer Art war das hier zu schildernde Ereigniss: Unter Kaiser Leopold I., seit 1655 König von Ungarn, kam die absolutistisch-katholische Tendenz in Ungarn auf das stärkste zur Geltung, und die ohnehin schon genug bedrängten Protestanten noch mehr in die Enge zu treiben, gab die 1671 misslungene Verschwörung ungarischer Magnaten den erwünschten Anlass. 350 Geistliche und Lehrer wurden vom Erzbischof von Gran nach Pressburg citirt und ihnen als Verräthern der Process gemacht. Ihnen wurde die Wahl gelassen, ihr Amt niederzulegen, die Heimat zu verlassen oder katholisch zu werden. 280 ergriffen den ersten Ausweg, ganz wenige den zweiten und dritten. Einige 60 blieben fest, wurden zum Tode verurtheilt, dann durch königliche Gnade in scheußliche Kerker gebracht; nur 5 fielen nun ab. Ende 1675 aber wurde der Rest, um die Kosten der Verpflegung zu ersparen und den Gegenstand der Erbitzung den protestantischen Ungarn aus den Augen zu bringen, nach Neapel als Galeerensclaven verkauft. Der Vortragende begleitete sie, wie sie auf der weiten traurigen Reise, unter Bedeckung von 800 Mann deutscher Truppen und für türkische Sclaven ausgegeben, über Triest und Venedig, noch 28 an der Zahl nach Neapel gebracht wurden. Hier wurden sie für 50 und mehr Thaler per Kopf auf die Schiffe verkauft. — Allein nun begann die Hülfe. Ein Kaufmann augsburgischer Confession, Namens Georg Wels (oder Velz), setzte durch einen venetianischen Freund, Doctor Niklaus

Zaffi, die evangelischen Kantone von dem schrecklichen Schicksale dieser Glaubensgenossen in Kenntniss. Professor Heidegger insbesondere, dann das Stadtcapitel, eine im Mai 1676 zu Solothurn während der Tagsatzung gehaltene Conferenz der evangelischen Orte, der zwei Briefe Zaffi's vorlagen, die durch ihren Agenten Malapert aus der Schweiz benachrichtigten Generalstaaten fingen an, sich aufs lebhafteste dafür zu interessiren. Schon am 11. Februar 1676 waren die Ungarn, 26 an der Zahl, durch den Admiral Ruyter, der damals hier in diesen Gewässern das zu Ludwig XIV. abgefallene Messina Spanien wieder zu unterwerfen hatte, „in das Paradies der holländischen Schiffsflotte“ versetzt worden; aber es handelte sich nun noch darum, den Handlungshäusern, welche das Geld zum Loskaufe vorgeschossen, diese Kosten zu ersetzen<sup>1)</sup>. Zu den zusammengelegten 14490 Gulden — die Liste, von der Hand des Seckelmeister Escher im Wollenhof, welcher vielleicht selbst die zusammengekommene Summe von 14411 Gulden bis zu jener Höhe auffüllte, wurde vorgelegt — steuerten u. a. Bern 3600, Zürich (mit Winterthur, Stein) 3080, Genf und Neuenburg je 1800, St. Gallen 1108, Basel 1000 Gulden. Ueber Venedig und Chur langten am 29. Mai 25 befreite Prediger und Lehrer zu Zürich an und wurden in freundlichster und ehrenvollster Art (u. a. von Heidegger durch eine lateinische Rede auf der Chorherrenstube) empfangen. Doch fragte es sich nun, was mit diesen Leuten anzufangen sei. Der Abschied einer Conferenz der evangelischen Orte zu Baden im Juli zeigt, dass die zürcherischen Chorherren und Magistrate der Ansicht waren, es solle nicht die ganze Zahl nach den Niederlanden befördert werden, wo der Kriegsbedrängnisse wegen auf Hülfe weniger zu rechnen sei, sondern nach Malapert's Antrag sollen nur sechs bis acht dorthin gehen, andere nach Deutschland; der Rest möge nach völliger Herstellung der Gesundheit, dem eigenen Wunsche entsprechend, in die Heimat zurückkreisen. Ende August waren alle abgereist. — Das Recht der Heimkehr gab ihnen aber Leopold erst im Jahr 1681! — Seit jener Zeit kamen ungarische Studenten der Theologie nach Zürich und Basel.

1) Dem wackern Zaffi, welcher am 2./12. Juni in sehr geschmackloser Weise den evangelischen Eidgenossen gedankt („Wie bei den nemeischen Spielen Herkules, bei den pythischen Apollo, bei den olympischen allein Jupiter angerufen worden sei, so habe man für die unglücklichen ungarischen Prediger unter den christlichen Völkern mit dem höchsten Vertrauen bei den evangelischen Eidgenossen Hülfe gesucht“), sprach eine Conferenz der evangelischen Orte aus dem Steuerertrage eine Gratification von 100 Ducaten oder so vielen Reichsthalern.

## XXIV.

17. Juli 1869.

**Vortragender:** Dr. MEYER VON KNONAU.

Derselbe wies hin auf die für die schweizerische Geschichte sehr bedeutsame Sammlung der „historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert“, publicirt und erläutert durch R. von Liliencron (Bd. I—IV, Leipzig, Vogel, 1865—69), und gab zu diesem Ende Proben aus dem neuesten im Sommer 1869 erschienenen Bd. IV, nämlich *auf die schweizerische Geschichte bezügliche Lieder aus den Dreissiger und Vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts*. Um jedoch den Charakter dieser poetischen Producte deutlicher vorzuführen, griff er auch auf den für unsere Geschichte ungleich ergiebigeren Inhalt der früheren Bände, besonders Bd. I und II, zurück, d. h. in die zweite Hälfte des 15. Jahrh., wo in der an grossartigen Zügen so reichen Epoche des Burgunderkrieges zumal und von da bis zum Schwabenkriege diese Dichtung einladende Stoffe genug vorfand und desshalb wenigstens quantitativ auf ihrer höchsten Stufe stand<sup>1)</sup>. Nach einem Versuche, die Hauptmerkmale dieser in der Schweiz, so weit erkennbar, besonders zu Luzern gepflegten Sangeskunst festzustellen, ging der Vortragende auf die ihm zunächst vorliegenden Lieder aus der Reformationsepoke über. Dieselben gruppieren sich hauptsächlich um den unglücklichen Ausgang des zweiten Cappelerkrieges und den Tod Zwingli's (1531) und um den Genferkrieg von 1535 und 1536; einige vereinzelte und weniger wichtige, z. B. über „die Luther'schen zu Solothurn“ (1533), über die schweizerische Betheiligung an den Kämpfen des Königs Franz I. gegen Karl V. (1543, 1544), wurden dagegen nur gelegentlich erwähnt. Die erste Gruppe ist besonders desshalb von Interesse, weil — ähnlich wie früher z. B. beim Schwabenkriege (Bd. II) Landsknechtlieder gegen die Schweizer und hinwieder

1) Siehe hierüber den nächstens erscheinenden Rathhausvortrag von Dr. G. Meyer von Knonau: *Die schweizer. historischen Volkslieder des 15. Jahrhunderts* (Zürich, H. Staub 1870).

Schweizerlieder gegen die Schwaben — Lieder von beiden Seiten, vier von katholischer, drei von reformirter, vorliegen und tiefe Einblicke in den gegenseitigen Parteihass gewähren; besonders zwei der katholischen Triumphlieder sind von eigentlich abstossender Gehässigkeit (Nr. 429 malt in roher Schadenfreude die Misshandlung von Zwingli's Leiche aus, benützt dabei Anspielungen auf dessen musikalische Talente zu Verhöhnungen des Gestorbenen), während die Lieder von reformirter Seite, von denen besonders Nr. 432 in sehr düsterer Stimmung auf das Geschehene hinblickt, natürlich Zwingli's Person und Sache nach Kräften vertheidigen und erheben. Ungleich näher in ihrem ganzen Aufbau und ihrer Haltung stehen den Schlachtliedern aus dem 15. Jahrh. die Lieder der zweiten der namhaft gemacht Gruppen, vier an der Zahl, sämmtlich voll der kecken Siegesfreude der Berner über die rasche Eroberung der schönen Gestade des Genfersee's (Nr. 463 insbesondere, „im hornung, lestem tag“ 1536, also unmittelbar nach den Ereignissen, gesungen, zeichnet sich durch naturwüchsige Frische aus, mit der es u. a. den Stand Bern in der für solche Lieder beliebten Weise unter dem Bilde seines Wappenthieres behandelt und die Volksanfrage über den bevorstehenden Krieg als eine Klage des alten Bären vor „den Mözlin syn“ darstellt). Fünf Lieder über die für die Nachbarstadt Constanz so verhängnissvolle Vollziehung der Reichsacht 1548 zog der Vortragende am Schlusse noch desshalb herbei, weil einerseits auch hier wieder der Parteidifferenz sich deutlich offenbart (Nr. 577 die reformirte Antwort auf die katholische Nr. 576), und weil anderseits zwei der Lieder von Schweizern gedichtet sind (Nr. 573 von dem zu Constanz geborenen, jedoch in Zürich lebenden Chirurgus Ruef, dem durch seine Bearbeitung des Spieles vom Tell bekannt gewordenen dramatischen Dichter; Nr. 574 von einem Berner aus Büren).

## XXV.

7. August 1869.

### **Vorweisungen von Maler LUDWIG VOGEL.**

Derselbe hatte die Zuvorkommenheit, aus seinen Mappen abermals (vgl. „Berichte“ von 1868: pag. 64) *Proben von Malereien aus schweizerischen Chroniken vom Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts* vorzulegen. Diese Copien sind nach Zeichnungen der folgenden schweizerischen Chroniken gemacht: 1) des Berner Diebold Schilling (Manuscripte zu Spiez, mit freier gehaltenen, schöneren Zeichnungen, und zu Bern), 2) des Luzerner Diebold Schilling (zu Luzern), 3) des Bremgarter Werner Schodeler (Manuscript mit Malereien in Bremgarten, anderes mit Federzeichnungen in Aarau). Die zahlreich vorgelegten Blätter, theils ganze Scenen, theils nur einzelne Theile derselben, menschliche Figuren oder dargestellte bemerkenswerthe Geräthe, Waffen u. dgl. enthaltend, zeigten auf's Deutlichste, ein wie sehr reiches culturhistorisches Material, zum grössten Theile noch unausgebeutet, in diesen Illustrationen der Chroniken aus jener Zeit geborgen ist. Vornehmlich Costume, Bewaffnung, viele Züge der Lebensweise in Krieg und Frieden — oft auch der Kehrseiten des Lebens, wie es in einer so rohen Zeit nicht fehlen konnte — gewinnen reiche Beleuchtung aus diesen von gleichzeitigen Künstlern angefertigten Zeichnungen; manche derselben haben aber auch geradezu den Werth historischer Quellen, etwa durch nachweisbar genaue Abbildungen bestimmter Localitäten oder gar durch die von ihnen gegebenen Auffassungen historisch wichtiger Scenen. Als Beispiele dieser beiden Gattungen wurden zwei Bilder hervorgehoben, welche ausnahmsweise bereits weiteren Kreisen durch Publication zugänglich gemacht sind (Diebold Schilling's des Luzerners Chronik, Ausg. 1862; unter den 7 lith. Tafeln diejenigen zu Fol. 126 und 191): das eine davon gibt eine Ansicht der rechten an der Reuss gelegenen Seite der Stadt Luzern vom Flusse her, und das andere lehrt unwiderlegbar, dass nicht Bruder Klaus, sondern der Pfarrer von Stans, Heini am Grund, den Frieden unter den entzweiten Tagherren an dem verhängnissvollen St. Thomas-Abend 1481 herstellte. Und mag endlich auch der künstlerische Werth dieser Leistungen ein mitunter nicht sehr hoher sein: der kostbare Realismus, mit dem die Scenen oft mitten aus dem Leben gegriffen sind, die treffliche Laune in der Charakteristik mancher Figuren lassen über viele falsche Perspectiven, manche steife Figuren gerne hinwegsehen.

Nach längeren Ferien kehrte die Gesellschaft in ihr gewohntes Local für das Winterhalbjahr zurück.

## XXVI.

16. October 1869. <sup>1)</sup>)

**Vortragender:** Dr. GSELL-FELS.

Derselbe sprach über die *Fresken der Unterkirche von San Clemente in Rom* und legte 26 grosse Photographien dieser im letzten Decennium daselbst an Wänden und Pilastern entdeckten Malereien vor. In der Erklärung dieser Fresken machte er besonders darauf aufmerksam, dass nichts zwinge, dieselben in eine spätere Zeit zu verlegen, als die Epoche vor der Zerstörung des Quartiers von San Clemente durch Robert Guiscard (1084), da selbst die spätesten Bilder, deren Donator inschriftlich angegeben ist, in keinem Widerspruche zu dieser Zeit stehen. Es seien zwar die Nachrichten über den Bau der jetzt noch vorhandenen Kirche, der dem 12. Jahrhundert angehört, nicht auf uns gekommen; aber kritische und sachliche Gründe machen es ziemlich gewiss, dass der einstige Titular der Kirche, Paschalis II. (1099—1118) den Neubau ausgeführt habe, kein Bild der Unterkirche also bis in diese Zeit hineinreiche. Der gewöhnlichen Annahme, sämmtliche Fresken in das 12. Jahrh. zu verlegen, stehen geschichtliche, inschriftliche und künstlerische Kriterien entgegen. Theils lässt sich an Mosaiken, Miniaturen und den wenigen erhaltenen Fresken dieser frühchristlichen Zeit, namentlich aus den Katakomben, eine Verschiedenheit der Formauffassung und Darstellung nachweisen, die im 5. Jahrh. noch die Nachwirkung des antiken Formgefühles, im 6. die Vermischung römischer und byzantinischer Typen, im 7. das Prädominiren der altrömischen Weise, aber in der Gestrecktheit der Formen von Byzanz, Ende des 8. im psychischen Ausdruck und den anatomischen Formen das Gepräge jener altersschwachen Epoche der Stadt äussern, im 9. dann einen Aufschwung nehmen, im 10. zu den ödesten kanonischen Typen hinab sinken und erst nach 1000 wieder zu nenerer, lebendigerer Gestaltung erwachen. Anderntheils auch ist im Ornamente, wie es namentlich im Einzelnen die Reihe dieser Bilder darthut, eine ziemlich actenmässige Documentensammlung gegeben, um die Zeit dieser Fresken zu bestimmen. Einige erhielten durch Graffite eine annähernde Zeitbestimmung, andere durch den Gegenstand der Darstellung, noch andere durch die Votivzwecke und die Art der Kleidung, der Ceremonien und des Kunstcharakters der Geräthe. Die Technik entspricht der einfachsten Form des Fresco. Die bräunlich beworfenen Wände wurden mit lichten Wasserfarben bestrichen und die einzelnen Gestalten in scharfen Umrissen hervorgehoben, die Fleischpartien mit gelbrothem Grundtone untermalt, die Gesichtstheile mit schwarzen Contouren umrissen; vier bis fünf Farben genügten. Dagegen ist die Charakteristik eine sehr verschiedene und bei den Bildern des 9. Jahrhunderts eine sehr scharf ausgeprägte. Ob die Bilder mit näherer Beziehung auf die Homilien Gregors des Grossen (600), wie Katharina von Chalkedon und die Wunder des Benedic-tinners Libertinus, dieser Epoche wirklich angehören, bleibt zum mindesten ungewiss. Dagegen gehört die Mehrzahl der Fresken der nördlichen Seitenwand dem 8. Jahrh. an (der Restaurationszeit unter Hadrian, 771—795), die Vorhölle am Endpfeiler dem 7., die Bilder mit Compositionen aus dem Leben Kyrill's dem Ende des 9., das Fresco von Mariä Himmelfahrt (im östlichen Mittelschiffe), wo Papst Leo IV. mit dem grünen viereckigen Heiligenschein (also noch lebend: 847—855), und auf welchem im Graffito Namen vorkommen, die auf den Bildern der h. Cäcilia und des h. Cornelius in den Katakomben ebenfalls sich finden und in den Protokollen der römischen Synode unter Leo IV., bestimmt dem 9. Jahrh.; endlich die Fresken mit dem Donator Beno de Rapizo der Mitte des 11. Jahrh. (Geschichte des Lisinius, Rettung eines Kindes am Grabaltare des h. Clemens). Zwei ver einzelte Köpfe in der Narthex theilt de Rossi dem 4. und 5. Jahrh. zu. Von wesentlichem Belange für die Bestimmung der Zeit dieser sämmtlichen für die Kunstgeschichte so bedeutsamen Bilder sind auch die Auffassungsweise der Legende und die Nebenandeutungen ihres dogmatischen Gehaltes, sowie die Symbolik des Ornamentes, die sich in mehreren Umrahmungen, z. B. bei Petri Kreuzigung, sehr charakteristisch äussern.

1) Nach gütigst mitgetheilten Notizen des Vortragenden.

# ANZEIGER

für

## Schweizerische Alterthumskunde.

### INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

Nº 2.

ZÜRICH.

JUNI 1870.

INHALT: 48. Durchbohrung der Steinbeile, der Hirschhornwerkzeuge und anderer Geräthschaften aus den Pfahlbauten, von Dr. F. Keller. S. 139. — 49. Bronzegeräthe am Fusse des Jura, von F. J. Schild. S. 145. — 50. Goldmünze der Salasser, von Dr. H. Meyer. S. 146. — 51. Un cimetière de la première époque du fer à Sion, par F. Thioly. S. 147. — 52. Glasring gefunden bei Orpund, von F. Bürgi. S. 151. — 53. Römische Thongefässe gefunden zu Uettlingen, Cton. Bern, von Edm. v. Fellenberg. S. 152. — 54. Note sur un cachet de l'époque romaine trouvé dans les environs de Zurich, par F. Thioly. S. 154. — 55. Das Spiel mit dem Follis, von Dr. F. Keller. S. 155. — 56. Inschrift von Aventicum (Avenches), von C. Bursian. S. 156. — 57. Ein Römerbau am rechten Ufer des Sem- pachersees, von Dr. v. Liebenau. S. 157. — 58. Zur Baugeschichte der Klosterkirche von St. Gallen, von Dr. G. Meyer von Knonau. S. 158. — Sitzungsprotokolle, von Dr. G. Meyer von Knonau. S. 160. — Bücherschau des An- zeigers für schweizerische Alterthumskunde. S. 166. — Errata. S. 166.

48.

#### Durchbohrung der Steinbeile, der Hirschhornwerkzeuge und anderer Geräthe aus den Pfahlbauten.

##### Durchbohrte Steinbeile.

Der Artikel 36 in der letzten Nummer des Anzeigers hat die Art und Weise behandelt, wie die für Beile bestimmten Steine vermittelst Zerschneidung aus dem Rohen gearbeitet wurden, und eine einfache mechanische Vorrichtung angegeben, deren sich allem Anschein nach die Pfahlbaubewohner beim Sägen der Steine bedienten.

Jene Mittheilung veranlasst mich, von einer andern technischen Fertigkeit dieser Leute zu sprechen, nämlich dem Verfahren, das beim Durchbohren der Steine angewendet wurde. Die endgültige Entscheidung dieser Frage ist von nicht geringer Wichtigkeit, weil von ihr die Altersbestimmung einer Reihe von Pfahlbauten abhängt. Wenn sich nämlich ergeben sollte, dass die Durchbohrung der Steine nicht ohne Benutzung eines Metalles bewirkt werden kann, so besitzen wir keine Pfahlbauten aus der Steinzeit, und es gehören die bis jetzt zu dieser Classe gezählten Ansiedelungen von Münchenbuchsee, Wauwyl, Niederwyl, Wangen, Robenhausen, wo zwar Schmelztiegel mit Bronzekruste, aber noch keine verarbeiteten Geräthe aus diesem Material zum Vorschein kamen, nebst vielen andern sämtlich in die Bronzezeit.

Ehe ich aber den Werth der verschiedenen Vorschläge prüfe und die Vorrichtung angebe, die meiner Ansicht nach das Räthsel vollkommen löst, darf ich nicht unter-



lassen, die Alterthumsforscher, denen noch keine solchen Geräthe vorgekommen, mit der Natur und Beschaffenheit der Durchbohrungen genauer bekannt zu machen.

Die Steine, welche zur Verfertigung von Beilen genommen wurden, bestanden immer aus hartem und zugleich zähem Material, hauptsächlich aus Serpentin. Geschiebe von dieser Steinart und passender Form lagen im Gebiete der Alpen in den Flussbetten, an den Seeufern, auf den Feldern zur Auswahl bereit. Ganz harte Steine von silexartiger Natur wurden nie verwendet, schon desshalb nicht, weil der Durchbohrung des Steines das Zersägen desselben vermittelst der erwähnten Feuersteinsäge vorangehen musste. Erst wenn der Stein die drei Operationen des Zersägens und Spaltens und des Zurichtens vermittelst des Steinhammers glücklich bestanden hatte, und bereits zugeschliffen war, wurde er der Durchbohrung unterworfen.

Unsere Sammlung besitzt eine Menge von Beilen, bei denen auf Einer Seite die Durchbohrung bloss begonnen, oder zu einem Drittel, zur Hälfte (Taf. XII Fig. 3) oder drei Viertel der Dicke des Steines fortgesetzt, aber aus irgend einem Grunde nicht vollendet wurde. Es gibt auch nicht wenige Beile, bei denen auf zwei gegenüberliegenden Stellen der Angriff geschah (Fig. 4); ja solche, bei denen das Bohrloch von beiden Seiten so weit eindringt, dass in der Mitte des Beils eine Scheidewand von kaum zwei Millimeter Dicke stehen geblieben ist. An denjenigen Steinen, deren Durchbohrung unterbrochen wurde, lassen sich nun folgende Beobachtungen machen.

Erstlich erscheint in der Mitte eines Steinbeiles ein Grübchen (Fig. 5), welches daher röhrt, dass an der Bohrstelle vermittelst eines spitzigen Hammers aus Feuerstein Punkte eingeschlagen wurden, um für den anzusetzenden Bohrer einen festen Stand zu bekommen. Zweitens zeigt sich ohne Ausnahme eine nach dem Innern hin bald regelmässig, bald unregelmässig zunehmende Verengerung des Loches (Fig. 6.), ein Umstand, der auf die konische Form des Bohrers, oder, wenn dieser cylindrisch war, auf eine fortschreitende Abnutzung des angreifenden Theiles schliessen lässt. Drittens bemerkt man an der Lochwand eine Reihe durch das Umdrehen des Bohrers entstandener parallel eingeritzter Streifen, Krinnen oder wellenartiger Absätze, und viertens im Lochboden als Beweis, dass der Bohrer eine hohle Röhre war, einen Zapfen, der sich nach oben verjüngt und die ebenerwähnten Parallelstreifen gleichfalls an sich trägt. Solche Zapfen, deren unsere Sammlung aus verschiedenen Pfahlbaustationen mehrere besitzt, (Fig. 18—20) wurden augenscheinlich im Fortgange der Arbeit abgebrochen, weil sie das Eindringen des Bohrers erschwerten. Häufig wurden, wie die Absätze anzeigen, bei eingetretener Verengerung des Loches, frische Bohrer von grösserem Durchmesser angesetzt. Es ist somit gewiss, dass der Bohrer im Querschnitt nebenbemerkte Form hatte. Bei vollendeter Durchbohrung ist der äussere Rand des Loches meistentheils ganz scharf, die Lochwand glatt und glänzend und jede Unebenheit, die von dem unrichtigen Zusammentreffen der von entgegengesetzter Seite eindringenden Bohrlöcher herrührt, völlig beseitigt. Fig. 2. Indessen lässt sich kaum ein Exemplar finden, dessen Loch an beiden Mündungen gleich weit wäre. Der Durchmesser der Löcher beträgt bei den in unserer Sammlung befindlichen Exemplaren im Maximum 23 Millimeter, die Länge derselben bei den dicksten Beilen nicht viel über 4 Centimeter. Möglicher Weise

war mitunter die ungleiche Weite des Bohrloches von dem Verfertiger beabsichtigt, indem der Schaft an der weitern Oeffnung verkeilt und dem Wegfliegen des Beiles vorgebogen werden konnte. An einem Geräthe in unserer Sammlung ist eine mit Knochensplittern bewirkte Verkeilung zu sehen. Bei vielen Steinbeilen, namentlich den schweren Exemplaren, die aus dem Norden kommen, geht das Bohrloch nicht senkrecht, sondern schief durch den Stein. Vielleicht wurde, wie dies bei den jetzigen Aexten noch der Fall ist, die Wirksamkeit des Instrumentes zu vermehren, dem schneidenden Theile eine nach dem Stiele geneigte Stellung gegeben. Von dem seltenen Vorkommen von Löchern, die nicht kreisrund, sondern polygonisch sind, werden wir nachher sprechen.

Die Pfahlbauleute kannten drei verschiedene Arten, die Steinbeile zu schäften. Die primitivste, an den Ufern des Bodensees, z. B. in der grossen Ansiedlung zu Wangen, fast ausschliesslich angewandte Art der Fassung war das Einschieben des Beils in das umgebogene und gespaltene Ende eines Stockes. Als eine bedeutende Verbesserung des Werkzeugs ist das Einsetzen desselben in das am Ende einer Keule eingestemmte Loch zu betrachten. In der Mittel- und Westschweiz erscheint eine dritte Art, nach welcher das Steinbeil erst in ein Stück Hirschhorn und dieses wieder in eine Keule eingefügt wurde, als vorherrschend. Bei der Ungefügigkeit der auf diese Weise construirten Aexte war daher die Erfindung des Durchbohrens der Steine, wodurch eine ungleich festere Verbindung derselben mit dem Stiele erzielt wurde, von grosser Bedeutung und man hätte denken sollen, dass dieselbe die älteren Arten der Fassung verdrängt haben würde. Nach den bisher gemachten Erfahrungen scheint diess aber nicht der Fall gewesen zu sein. Die verschiedenen Sammlungen der Schweiz enthalten allerdings viele durchbohrte Beile, die augenscheinlich an die Stelle der früheren getreten waren, aber weitaus die grössere Zahl derselben sind nicht Aexte zu praktischem Gebrauch, sondern Geräthe von räthselhafter Bestimmung, die wir so lange nicht zu den Werkzeugen zählen dürfen, als wir ihre eigentliche Bedeutung nicht ermittelt haben. Es sind Hammer- oder Doppelbeile, von denen jene am einen Ende stumpf abgeschnitten, am andern keilförmig zugeschliffen sind und sich außerdem von den gewöhnlichen Beilen durch viel fleissigere Ausarbeitung, durch eine vollkommne Politur, durch eine gewisse Eleganz der Form, und was nicht zu übersehen ist, dadurch unterscheiden, dass das keilförmige Ende niemals messerartig zugeschärft ist, also nie zum Schneiden taugte (Fig. 1, 7. u. 10). Obgleich dies Geräthe in der Mitte neben der Durchbohrung vermittelst einer Anschwellung verstärkt ist, ist die äussere Wandung doch so dünn, dass es bei dem ersten starken Schlage, quer über das Loch hin zerspringen musste. In der That findet man auch höchst selten ein ganzes Exemplar, wohl aber eine Menge von Hälften. Der Name Commandostab, den man ihm mitunter gibt, indem man es als Abzeichen eines gewissen Standes oder einer Würde betrachtet, findet darin einige Berechtigung, dass die Enden desselben höchst selten durch Gebrauch abgenutzt oder beschädigt erscheinen. Sonderbar ist nur, dass sie wie eben bemerkt, fast nie in ganzem Zustand angetroffen werden.

Eine andere Art von durchbohrten Geräthen ist die nur in seltenen Exemplaren vorkommende, vielleicht als Gartenhacke gebrauchte, Serpentinscheibe (Fig. 8). Das kreisrunde, zum Einsticken des Stiles im Centrum derselben angebrachte Loch hat 14—23<sup>mm</sup> Durchmesser.

Von ganz anderem Aussehen sind die Löcher an verschiedenen Arten kleiner Steingeräthe, nämlich an Scheibchen (Fig. 11) von 3—6 Centim. Durchmesser und 1 bis 2 Centim. Dicke, Dingen, die bald als Schmucksachen, bald als Fischergeräthe betrachtet werden, ferner an Anhängseln aus buntem oder glänzendem Gestein von rundlicher, viereckiger, pyramidaler Gestalt, Fig. 9, 12—15, endlich an kleinen Petrefacten, wie Terebrateln, Seeigeln etc. Fig. 16, 17, 23, welche wegen der Zierlichkeit ihrer Gestalt dem Pfahlbaugeschlechte ebensoviel Freude machten, wie den Kindern der Gegenwart, und in späterer Zeit durch Bernsteinperlen verdrängt wurden. An all den genannten Gegenständen bildet die Durchbohrung einen Trichter und kein regelmässig kreisförmiges Loch.

### Durchbohrte Geräthe aus Hirschhorn.

Zu den durchbohrten Hirschhorngeräthen gehören erstens die den eben besprochenen Beilhämtern ähnlichen, aus einem Stück der Stange des Hirschgeweihes bestehenden, an einem Ende senkrecht, am andern schräg abgeschnittenen Geräthschaften (Fig. 24, 28), die ich in einem meiner Pfahlbauberichte ebenfalls als Gartengeräthe bezeichnet habe, ferner die aus der Verästung des Geweihs herausgeschnittenen, drei- oder vierzinkigen Geräthe, die offenbar als Kärste benutzt wurden, und in der Mitte zur Aufnahme eines Stieles aus Haselstrauch oder Eschenholz durchbohrt sind (Fig. 26). Stücke dieses letztern finden sich beim Herausheben aus dem Seegrunde fast in allen Exemplaren der eben genannten Geräthe.

An Hirschhornwerkzeugen dieser Art und ähnlichen, deren die öffentlichen und Privat-Sammlungen eine Fülle besitzen, lässt sich, wie die Zäpfchen in den nicht vollendeten Bohrlöchern Fig. 24 beweisen, das bei den Steinbeilen angewandte Verfahren erkennen.

Unter den Knochen- und Holzartefacten sind die aus Eibenholt bestehenden Fassungen der Feuersteinsägen Fig. 32, ferner die zum Fischernetz gehörigen Schwimmer, die grössern und kleinern durchlöcherten Nadeln, Zähne und andere kleine Dinge Fig. 22, 29—31, bei denen es sich nur um ein enges Loch handelte, auf ähnliche Weise durchbohrt, wie die kleinen Steingeräthe. Ueberhaupt sind alle Löcher, die zum Durchlassen von Schnüren bestimmt waren, in dieser Art gemacht.

Nachdem wir das Aussehen der verschiedenen Arten von Durchbohrungen und die Geräthe, an denen sie zu sehen sind, angegeben, kommen wir wieder auf die Frage zurück, was für einer Vorrichtung die Pfahlbauleute sich zum Durchbohren derselben bedient haben.

Was die Vorrichtung im Allgemeinen betrifft, so stimmen alle Ansichten darin überein, dass der Bohrer nicht mit der Hand, sondern an eine Spindel befestigt und unter einem auf denselben bewirkten Druck durch einen Drehbogen oder Fiedelbogen in Bewegung gesetzt worden sei, und gehen nur in der Angabe der Form und Natur des Bohrers selbst auseinander.

In den Schriften, welche die Cultur und speciell die Industrie der Pfahlbauleute behandeln, finden wir zwei verschiedene Meinungen betreffend die Natur der bohrenden Substanz angeführt. Nach der einen, welche an der Existenz eigentlicher Steinzeitpfahlbauten festhält, erfahren wir, dass ein einfacher Feuersteinsplitter eine

Aushöhlung von der beschriebenen Art zu Stande bringen könne. Da sich aber dadurch das Dasein des Zäpfchens auf dem Bohrgrunde durchaus nicht erklären lässt, wird ein complicirteres Instrument, nämlich eine mit mehreren Feuerstein-splittern kronenartig besetzte Spindel vorgeschlagen.

Eine andere Meinung, die jetzt noch im Norden gültig zu sein scheint, lässt einen hohlen Cylinder aus Bronze oder Kupfer unter Anwendung feinen Quarzsandes oder Schmirgels das Loch bewirken, ganz in derselben Weise, wie jetzt noch aus Glastafeln und Stahlplatten runde Scheiben herausgeschnitten werden.

Gegen die Idee eines mit Zähnen von Feuerstein besetzten Cylinders spricht die Unmöglichkeit der Herstellung eines solchen Instrumentes, das wegen seiner Gebrechlichkeit auch nur einen Augenblick dienstfähig bleiben würde, außerdem die Beschaffenheit der Lochwand; gegen diejenige einer Hülse aus Bronze der Umstand, dass in keiner Ansiedlung mit Inbegriff derjenigen des Bieler-, Neuenburger- und Genfersees (Morges), die eine Fülle von Bronzegeräthe liefert haben, ein einziger Gegenstand, der zum Bohren dienen konnte, zum Vorschein gekommen ist. Uebrigens liesse sich auch bei Annahme eines Metallcylinders das Aussehen des Loches und die Abnutzung des Bohrers nicht erklären.

Schon vor mehreren Jahren gerieth ich auf den Gedanken, ebenfalls mit einem hohlen Cylinder, aber nicht mit einem solchen aus Metall, sondern aus animalischen und vegetabilischen Substanzen, nämlich dem Röhrenknochen eines Säugethiers, unter Benutzung von Quarzsand und Wasser Versuche zu machen. Ich wählte Knochen von Ziegen und Schafen, Hülsen von Hirschhorn und von Eibenthal, und das Resultat fiel befriedigend aus. Es erschienen das Loch mit der glatten Wand und an dieser die Krinnen und Wellen, im Lochgrunde das Zäpfchen, die Verjüngung des Loches nach der Tiefe, des Zäpfchens nach der Höhe zu, kurz die Nachahmung entsprach genau dem Vorbilde. Ich darf aber nicht unterlassen zu bemerken, dass noch nie und nirgends ein für diesen Zweck zugerichteter Knochen gefunden worden ist, und dass die Arbeit viel Zeit erfordert, die freilich bei den Pfahlbauleuten nicht sehr in Betracht kam.

Ich prüfte noch eine andere Substanz und wandte als Bohrer ein Stück des Hornes eines Ochsen an. Dieses cylindrisch zugeschnitten, 2—3 Centim. tief in der Mitte ausgehölt und an die Spindel befestigt, lieferte ein überraschend günstiges Ergebniss. Die Einwendung, dass noch keine Bohrer aus diesem Stoffe entdeckt worden seien, fällt hier weg, da die Substanz des Rindviehhornes sich im Wasser in relativ kurzer Zeit völlig auflöst.

Nach meiner Ueberzeugung bestand die Operation des Durchbohrens in der Anwendung eines Röhrenknochens oder eher eines Stückes eines Urochs-Wisent- oder Ochsenhorns, das auf die angegebene Weise zugerichtet mit der Beigabe von Quarzsand und Wasser und vom Drehbogen in Bewegung gesetzt auf den Stein einwirkt. Die Sandkörner werden von dem unter einem mässigen Drucke befindlichen Bohrer aus Knochen- oder Hornsubstanz gepackt und wirken sodann schabend und kratzend gleich einer Feile.

Das Engerwerden des Loches ist die Folge der Abnutzung des Bohrers, die parallelen Streifen entstehen dadurch, dass ein gröberes Korn von dem letztern gefasst und einige Sekunden an der Lochwand im Kreise herumgeführt wird; die

Ausglättung, die bei angefangenen Löchern an der Wandung und an den Zäpfchen sich zeigt, erklärt sich durch das eine Weile lang fortgesetzte Drehen des Bohrers, wenn der Quarzsand vollständig in Mehl zerrieben worden ist und der Bohrer trocken und polierend auf den Stein einwirkt.

Die Anwendung eines hohlen Cylinders hatte den praktischen Zweck, dass einerseits ein schmaler Körper leichter in den Stein eindringt, anderseits durch das Stehenbleiben der Zäpfchen die Arbeit vermindert wird. Wir besitzen indessen Stein- und Horngeräthe, bei deren Durchbohrung ein massiver Bohrer gebraucht wurde.

Der mit zermalmtem Quarzsand versehene Bohrer arbeitet so rasch, dass das Beil leicht im Laufe eines halben Tages durchbohrt werden kann. Nothwendig ist, dass im Anfange die Spitze des Bohrers durch ein Paar Stäbchen auf dem Angriffspunkte fest gehalten werde, und sehr zweckmässig, dass ein Gehülfe fortwährend frischen Sand zuschüttet.

Nach vollendeter Durchbohrung schritt man zur Ausglättung des Rohres, die übrigens gar keinen Nutzen gewährte, indem man einen massiven Cylinder von Horn oder eher von Holz einsetzte und durch Umdrehung desselben die Unebenheiten an der Stelle entfernte, wo die beiden Einbohrungen sich begegneten.

In seltenen Fällen geschah die Ausglättung dadurch, dass ein längliches nicht walzenförmiges, sondern kantiges Stück Holz in dem Loche nicht um seine Achse gedreht, sondern in der Richtung des letztern gleich einer Feile hin- und hergeführt wurde. Bei diesem Verfahren verlor sich der kreisrunde Querschnitt des Loches und ging wie wir oben angeführt haben, in ein Polygon über. (Fig. 27.)

Die Betrachtung der Krinnen in der Wand der ovalen viel tauglicheren Schaftlöcher (S. Fig. 33) beweist, dass diese Form der Löcher ebenfalls unter nachherigem Hin- und Herführen eines Holzcylinders und unter Anwendung von Quarzsand entstand.

So viel über das Durchbohren der Steinbeile vermittelst Horn und Quarzsand zum Zwecke der Herstellung eines Loches, in das der Schaft des Geräthes eingesenkt werden konnte.

Die Stoffe, die, wie wir wissen, den Pfahlbauleuten zur Hand waren und zum Polieren gebraucht werden konnten, sind Kreide, Rothstein und Graphit, und es ist kein Zweifel, dass einer derselben hiefür benutzt wurde.

Betreffend die Durchbohrung der kleinen Gegenstände, die nur ein Loch zum Durchlassen einer Schnur bezweckte, haben uns Versuche bewiesen, dass hiebei ebenfalls eine Spindel mit Drehbogen, aber als Bohrer ein Stück Feuerstein, das je nach Bedürfniss und nach der Natur des zu bohrenden Stoffes die Form einer spitzen oder stumpfen Pyramide hatte, angewendet wurde. Vermittelst eines an die Spindel befestigten Feuersteinsplitters wurden auch die Löcher in die Steinbohrer aus Hornsubstanz verfertigt.

Wir glauben durch diese Erörterung den Beweis geleistet zu haben, dass die Schaftlöcher der Steinbeile keineswegs die Benutzung eines Metalls bedingen und dass durch das Vorkommen durchbohrter Beile und Geweihen die Annahme von Pfahlbauten aus der eigentlichen Steinzeit keineswegs erschüttert wird.

## 49.

**Bronzegeräthe am Fusse des Jura.**

Grenchen, wie die übrigen Ortschaften des Kantons Solothurn, haben sich einer in vollem Gange begriffenen Katastervermessung zu erfreuen, wobei nicht versäumt wird, sowohl die für den Geschichts- als Alterthumsforscher interessanten Stellen, mit Einschluss der erratischen Blöcke in die betreffenden Pläne einzutragen.

Das sogenannte „Hinzhöfli“, nördlich von Grenchen am Fusse des Jura gelegen, östlich vom „Gummenhubel“, westlich von der Höchen-Rebe, nördlich von der Alten-Allmend und südlich von der Studengasse begrenzt, liegt 1757 Schweizerfuss über Meer (Katasterplan Grenchen, Blatt Nr. 66, Parcellle Nr. 6). Dieses kleine Gehöft ist nördlich ansteigend und hügelig. In dieser Ansteigung ist westlich eine offenbar durch Menschenhand gemachte, ziemlich grosse, muldenförmige Vertiefung und eine ähnliche, etwas kleinere auf der östlichen Seite, an deren westlichem Ende sich eine ziemlich ergiebige Brunnenquelle befindet.

Es war Ende Februar 1865, als bei noch stark gefrorenem Boden der Eigentümer die Ergiebigkeit dieser Quelle durch Nachgrabung zu vergrössern suchte und in nördlicher Richtung einen 4 Fuss breiten und 4—5 Fuss tiefen Graben anlegte. In etwa 15 Fuss Entfernung von der Quelle gelangte er in einer Tiefe von 4 Fuss zu den drei kleineren, noch sehr gut erhaltenen Bronzebeilen (Tafel XIV, Fig. 3, 4, 5), drei eben so gut erhaltenen Sicheln, den Fragmenten eines Schwertes und eines Bronzebeiles. Sämmtliche Geräthschaften lagen ganz nahe bei einander.

Ueber den schönen Fund in Kenntniss gesetzt, konnte ich nur mit grosser Mühe in den Besitz desselben gelangen, indem er beinahe in die Hände eines Metallarbeiters gefallen und eingeschmolzen worden wäre — ein Beispiel, wie sehr es an der Zeit ist, das Volk über den Werth von solchen Alterthümern durch Schriften (Kalender) und Schule zu belehren.

Versuchsweise machte ich eine kurze Nachgrabung und fand nach geringer Anstrengung das grössere Prachtbeil im Gewicht von 1  $\overline{w}$  16 $\frac{3}{4}$  Loth (Tafel XIV, Fig. 3) und eine Sichel, die leider unter der Hacke in 3 Stücke zerschlagen wurde.

In der Absicht, in kürzester Zeit, bei milderer Witterung, eine grössere Nachgrabung zu veranstalten, beschränkte ich mich auf eine vorläufige Untersuchung und fand, dass sämmtliche Geräthschaften 4 Fuss tief unter aufgerührter Ackererde lagen. Unmittelbar unter denselben waren in einer Tiefe von 1—2 Fuss unregelmässig und locker über einander geschichtete, grössere und kleinere, theilweise angebrannte Kalksteine und auf denselben zerstreut liegende Kohlen und Anzeichen von Asche. Am meisten aber fiel mir ein handgrosses Stück gebrannter Thonerde auf, an dem ich bestimmte Conturen bemerkte zu haben glaube, das aber bei der Hebung in haselnussgrosse Stücke zerbröckelte, wovon ich einzelne derselben aufhob.

Der Frühling kam, aber der Landeigenthümer wollte diese interessante Stelle nicht brach liegen lassen und ebnete den Graben, leider nur zu früh und ohne mein Vorwissen, wieder aus.

Vorläufig ist nach meiner unmasgeblichen Meinung an dieser Stelle eine Giesserei von Bronzegeräthen gewesen :

1. weil die locker über einander gelegten Steine offenbar die Ueberreste einer Gebäulichkeit oder sonstigen künstlichen Anlage waren;
2. weil die Sicheln wie ganz neu und ungebraucht aussehen und zwei davon offenbar aus derselben Form gegossen wurden;
3. weil drei Bronzebeile ebenfalls noch wie neu sind und nie gebraucht wurden;
4. weil sich ein Mittelstück von einem Bronzebeile und ein solches von einem Schwerte vorfanden, die vermutlich zum Umgießen bestimmt waren, und
5. weil ich die gebrannte Thonerde als Ueberbleibsel einer Gussform betrachte.

Eine gründlichere Nachgrabung, die in nächster Zeit vorgenommen werden soll, wird ohne Zweifel zu einem aufklärenden Resultat führen, und ich werde nicht ermangeln, den Bericht dem Anzeiger mitzutheilen.

Es würde mich freuen, wenn die von mir aufgefundenen Geräthschaften geeignet wären, einen Vergleich zwischen Geräthschaften aus Pfahlbauten und Landansiedelungen zur Bronzezeit, zu begründen.

FRANZ JOS. SCHILD, Arzt.

Das auf Taf. XIV Fig. 11 abgebildete Bronzebeil, dessen Form zu den weniger häufig vorkommenden gehört (S. erster Pfahlbaubericht Taf. V, Fig. 23), wurde im vorigen Jahre zwischen Baden und dem Seminar Wettingen an der Mündung des sogenannten Gottesgraben 5 bis 10 Fuss unter der Erdoberfläche und etwa 30 Fuss über dem jetzigen Niveau der Limmat gefunden.

Bekanntlich waren die Aecker bei Wettingen, Altenburg genannt, mit römischen Häusern besetzt, deren Grundmauern sich theilweise jetzt noch im Boden erhalten haben. Es versteht sich aber, dass das Bronzebeil zu der römischen Ansiedelung in keiner Beziehung steht.

Wir verdanken diese Mittheilung dem Besitzer des Bronzebeiles: Herrn J. M. Egloff in Baden.

## 50.

### Goldmünze der Salasser.

Die auf Taf. XIII Fig. 14 abgebildete Goldmünze wurde jüngst für das Museum zu Freiburg erworben. Hr. Professor C. Gremaud daselbst hatte die Freundlichkeit, uns dieses seltene Stück zur Einsicht mitzutheilen. Es wurde in einer alten Begräbnissstätte zwischen Corpataux und Illens (2 Stunden von Freiburg) aufgefunden. Ein ähnliches Goldstück wurde vor wenigen Jahren im untern Broithal entdeckt und im Anzeiger 1866, Taf. 1. 4, abgebildet.

Eine Reihe solcher Goldmünzen, die ausschliesslich im Kanton Freiburg und Wallis und auf dem grossen St. Bernhard und im Thal von Aosta bisher aufgefunden wurden, hat Th. Mommsen in der Abhandlung über die Nordetruskischen Alphabete 1853 (in den Mittheil. d. Antiquar. Gesellsch.) auf Taf. 1 und später Adrian de Longpérier in der Revue Numis. franc. 1861, p. 333, Taf. XV, abgebildet und den Salassern, die am südlichen Fusse des Mons Poeninus wohnten, zugeschrieben, weil alte Nachrichten überliefert sind, dass dieses Volk Goldwäschereien besass.

Die Typen dieser Goldmünzen haben einige Aehnlichkeit mit den Münzen der benachbarten gallischen Stämme, sind aber doch noch roher.

Das Gewicht der vorliegenden Münze beträgt 6,59 Gramm, ist demnach etwas leichter als zwei von Mommsen, pag. 252, publicirte, von denen die eine 6,653, die andere 6,95 Gramm wiegt.

Das Gepräge des Avers ist so undeutlich, dass Niemand weiss, was dadurch dargestellt werden soll. Es ist eine gewisse Aehnlichkeit mit gallischen Goldmünzen, auf welchen ein Kopf mit Diadem dargestellt ist, vorhanden, allein Sichereres lässt sich nicht behaupten. Adrian de Longpérier frägt sogar (p. 345): N'aurions-nous pas là la représentation des instruments, qui servaient au lavage de l'or, cette opération si importante pour les Salasses ?

Auf dem Revers ist in der Mitte eine Tafel oder ein Band. Auf den von Mommsen publicirten Exemplaren steht auf der Tafel eine Aufschrift, welche von ihm als Name des Königs, der diese Münzen prägen liess, gedeutet wird; auf dem vorliegenden Stück fehlt jede Spur einer Aufschrift.

Als solche Goldmünzen im vorigen Jahrhundert zuerst auf dem grossen Bernhard entdeckt wurden, wurden sie von dem Numismatiker Carronni als karthagische Münzen gedeutet und als Zeugen jener alten, aber irrigen Tradition, dass Hannibal mit seiner Armee über den Mons Poeninus nach Italien gezogen sei, angeführt.

Dr. H. MEYER.

## 51.

### **Un cimetière de la première époque du fer à Sion.**

Au moment où la question du premier âge du fer vient d'être mise à l'ordre du jour dans le dernier Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques à Copenhague, je crois devoir attirer l'attention des archéologues sur un cimetière de cette époque, situé dans le Valais.

Si à Hallstatt, en Autriche, et à St-Jean de Belleville, en Savoie<sup>1)</sup>, on a reconnu des cimetières de la première époque du fer, on n'en a pas encore constaté en Suisse d'une bien grande étendue; or, celui que je vais décrire est assez considérable pour qu'on s'en occupe d'une manière toute spéciale.

Sur tout le parcours de l'une des principales rues de la capitale du Valais, en creusant les fondements de nouvelles constructions, il n'est pas rare de rencontrer des restes d'anciennes sépultures.

Dans la première série de l'Indicateur d'histoire et d'antiquités suisses, M. Gerlach a déjà décrit un certain nombre d'objets curieux, recueillis dans des tombes de cette localité; le crâne typique de Sion, figuré dans le savant mémoire Crania helvetica de MM. Rutimeyer et His, est de même provenance.

<sup>1)</sup> Voir Das Grabfeld von Hallstatt, von Dr. Ed. Freiherr von Sacken, Wien 1868, et Les sépultures de St-Jean de Belleville par le comte Costa de Beauregard. In-Folio avec huit planches, 1867.

En effet, à différentes époques, on a trouvé au sud-ouest de la même ville, dans la rue dite de Lausanne (voir pl. XIII. A), un grand nombre d'objets antiques appartenant à des tombes dont rien n'indiquait la présence à la surface du sol.

En creusant pour poser les fondements des dépendances de l'Hôtel de la Poste, on a découvert à dix ou douze pieds de profondeur, sous les alluvions de la Sionne, des tombeaux de forme à peu près cubique, renfermant des os brûlés, des charbons et des bracelets complètement oxydés. Ces tombeaux étaient formés de grossières plaques de pierre. Malgré tous les renseignements que j'ai pris à ce sujet, il m'a été impossible de rien retrouver de cette fouille; il est probable que tout ce qu'on en a retiré a été détruit par les ouvriers qui ne connaissaient pas la valeur de ces objets.

Dans la maison voisine, qui appartient à M. Péter, en creusant les caves, on a mis au jour un grand nombre d'urnes de différentes grandeurs. Deux de ces urnes furent vendues à M. Buholzer, directeur de l'arsenal de Lucerne; celle dont je donne le dessin pl. XIII (Fig. 1) appartient à M. Marc Wartmann de Genève. On ne sait pas ce que les autres sont devenues. Ces vases funéraires contenaient de la terre, des charbons, des cendres et des restes d'ossements brûlés.

Le spécimen représenté dans notre planche a été fabriqué sans l'aide du tour; la pâte en est de couleur brune et ressemble beaucoup aux poteries des palafittes de nos lacs suisses.

En travaillant aux fondations de la maison de Cocatrix, à quelques pas des précédentes, on a découvert deux tombes moins profondes que celles dont il vient d'être fait mention; les ossements n'étant point complètement détruits, on a pu conserver entier l'un des crânes; il figure aujourd'hui dans le musée Troyon à Lausanne. D'après ses caractères typiques il a été appelé crâne de Sion.<sup>1)</sup> Ces sépultures ont fourni une fibule avec ressort à boudin (Fig. 2) et deux petits anneaux en bronze dans le genre de nos boucles de rideaux. Monsieur le professeur Desor dans ses Palafittes du lac de Neuchâtel, considère ces derniers bronzes comme la monnaie des populations antéhistoriques. Près de ces tombes, on a retrouvé des traces d'incinération comme dans les précédentes, cependant ces sarcophages au lieu d'avoir été recouverts par les alluvions de la Sionne, se trouvaient à leur surface; aussi ces sépultures pourraient-elles fort bien appartenir à une époque relativement moins ancienne que les autres tombes.

De l'autre côté de la rue de Lausanne, en faisant également les fouilles de fondations de la maison Philippe de Torrenté, on a découvert une tombe à environ 12 pieds de la surface du sol et trois pieds au-dessous d'une couche de cailloux de la Sionne. Le squelette avait près du cou des colliers et à chaque bras des bracelets. Une épingle à grosse tête, tout à fait semblable aux épingle lacustres de l'âge du bronze; une agrafe, un anneau et deux bagues furent aussi trouvés dans ce tombeau.<sup>2)</sup> Toutes ces antiquités sont de bronze. La plupart de ces objets se trouvent dans le cabinet d'antiquités du collège de Sion; et même on m'a certifié que M. de Torrenté a laissé subsister dans sa cave quelques-unes des pierres de ce tombeau; je regrette de n'avoir pas encore pu disposer d'un moment pour visiter ces dalles sur place.

<sup>1)</sup> Rutimeyer et His. *Crania helvetica*.

<sup>2)</sup> Voir les dessins de ces bronzes dans la planche IV de l'*Indicateur d'histoire et d'antiquités suisses* de 1860.

Si les sépultures que je viens de décrire assez brièvement n'offrent rien de bien remarquable quant aux antiquités qu'on y a recueillies, il n'en sera pas de même de la tombe dont je vais m'occuper d'une manière toute spéciale. Des objets que je dois mentionner maintenant on pourra tirer des conclusions très-importantes sur les relations commerciales des populations de nos contrées à l'époque du premier âge du fer.

En creusant les caves de la maison, Charles Bonvin fils, en face de l'immeuble de Cocatrix, à dix-sept pieds de profondeur, on a découvert, en 1869, une tombe renfermant des ossements humains presque entièrement décomposés, ainsi qu'un riche mobilier funéraire.

J'ai pu acheter un certain nombre de ces objets, avant qu'ils allassent se perdre au loin ; les pièces les plus nombreuses et les plus variées sont, comme toujours dans les tombes de cette époque, les bracelets en bronze. Leur forme est excessivement simple ; un fil, voilà toute la façon des figures 3 et 4 ; un seul grand bracelet est orné de traits assez rapprochés faits au burin (Fig. 5). Trois autres bracelets étaient si fortement recouverts d'oxyde de cuivre, qu'ils n'ont pu être conservés entiers ; aussi n'en ai-je que des fragments qui n'offrent rien de bien curieux. Deux bracelets sont excessivement petits (Fig. 6 et 7) ; ce dernier en forme de serpent est orné d'une sorte de trait en spirale, tracé également au burin.

La plus grande de ces pièces (Fig. 8) est probablement un anneau de jambe.

On a encore trouvé dans cette tombe trois bronzes qu'on peut considérer comme des espèces d'amulettes (Fig. 9). Ces pièces ressemblent à des roues à quatre rayons formant une croix évidée dans les entre-deux ; sur le bord se trouve un anneau de suspension propre à les rendre portables comme une décoration ou une médaille.

Une plaque de bronze, percée de deux rangs de trous sur les bords (Fig. 10), provient également de cette sépulture ; les pièces de ce genre servaient à suspendre de petites chaînettes à l'extrémité desquelles les rouelles dont je viens de parler pourraient fort bien avoir été placées.

La double spirale de bronze (Fig. 11) était probablement aussi rattachée par des chaînettes de même métal à la plaque percée de trous (Fig. 10) ; plusieurs fragments de spirales semblables ont été tirés de cette fouille. Ce dernier ornement se retrouve souvent dans les tombes de la première époque du fer.

Mais la pièce la plus importante de cette sépulture, c'est une épée de fer avec poignée de bronze (Fig. 12), tout à fait dans le style des épées de Hallstatt. La poignée de cette arme a été mise hors de service, c'est à dire brisée en deux au moment où l'on a descendu dans la tombe le guerrier auquel elle avait appartenu ; c'est du moins ce qu'on peut supposer d'après la couche d'oxyde de cuivre qui recouvre les cassures aussi bien que tout le reste du bronze. La poignée étant très-courte, il fallait une main excessivement petite pour la saisir. La lame qu'un malheureux coup de pioche a brisée, ne devait pas être très-longue non plus, si l'on en juge par les débris que j'ai par devers moi ; un morceau en a été perdu, aussi n'ai-je pu la reconstruire dans son état primitif.

Elle était engagée dans un fourreau de fer auquel la rouille l'avait en quelque sorte soudée ; c'est pourquoi le même coup de bêche les a brisés tous deux en plusieurs morceaux.

Les épées de ce genre ne sont pas très-abondantes en Suisse, et la parfaite

ressemblance de celle-ci avec les épées de Hallstatt fait supposer qu'elles sont le produit d'un commerce étranger. Telle est aussi l'opinion du professeur Desor de Neuchâtel ; voici ce que ce savant archéologue écrivait tout récemment au professeur Carl Vogt, qui lui avait communiqué les dessins de l'objet en question. „De pareilles épées sont évidemment fabriquées à l'étranger et non pas dans le pays ; — elles nous conduisent donc vers ce grand commerce étrusque qui se faisait pendant la première époque du fer, époque sur laquelle on s'est trompé si souvent. Je soupçonne même toutes nos épées en bronze d'être de la même époque. On n'a pas encore trouvé trace d'un moule à épées. En outre, il faut remarquer que toutes les épées de nos musées, spécialement celles à antennes recourbées à la poignée, proviennent de stations qui ne sont pas seulement de l'époque du bronze, mais qui se prolongent encore dans l'époque du fer ; telles que les stations de Corcelettes près Concise, ou celle de Steinberg près Bienne. Toutefois, je ne voudrais pas dire la même chose aussi carrément des épées à poignées plates et perforées devant recevoir des plaques en bois.“

N'ayant pas fait la découverte moi-même, je ne puis dire dans quelle position on a trouvé le squelette, ni s'il était sous des dalles en pierre comme les précédents ou déposé en terre libre ; s'il avait été recouvert par les alluvions de la Sionne et si l'on a remarqué des traces d'incinération. Les renseignements que j'ai pu obtenir ne sont pas suffisants pour résoudre toutes ces questions.

Parmi les ossements, le crâne seul a été conservé, encore n'est-il pas complet. Monsieur le professeur Carl Vogt, si compétent pour juger tout ce qui touche à l'anthropologie, a bien voulu l'examiner. Voici ce qu'en dit ce savant :

„Calotte incomplète. Bords frontaux cassés mettant les sinus frontaux à découvert lesquels sont assez considérables.

„Crâne dolichocéphale d'un vieillard. Toutes les sutures sont fermées et effacées. La coronale est reconnaissable sur un petit espace au milieu. Impressions dentritiques sur la surface supérieure proviennent de racines de plantes.

„Au premier coup-d'œil cette calotte semble tellement allongée et étroite qu'on la rapporterait au type de Hohberg. Cependant la crête sagittale manque ; elle est même remplacée en arrière sur le vertex par une impression longitudinale peu profonde. Le frontal fait une petite bosselure au milieu de la suture coronale. Les bosses pariétales sont très-effacées, cependant la largeur dans cette partie est plus grande que dans le crâne de Hohberg. Quoique la longueur du crâne ne puisse être mesurée avec certitude, elle ne dépasserait guère 186 millimètres. Le front est assez fuyant et s'élève par une voûte très-basse.

„Ces caractères réunis m'induisent à regarder ce crâne comme appartenant au type crânien de Sion (His et Rutimeyer), et cela d'autant plus qu'il a été trouvé au même endroit que le crâne typique de ces auteurs (figuré planche a I. Crania helvetica) et que le profil de la calotte dessiné exactement et en projection géométrique d'après le procédé de Lucae, s'applique assez exactement au crâne typique. Les circonstances particulières de la trouvaille de ce crâne faisant partie de la collection Troyon, sont relatées page 14 et 58 des Crania helvetica ; la description du type, page 12, les mesures dans le tableau No. 1.“

Le cimetière de Sion n'a pas encore été complètement exploré ; il est probable

que, dans les terrains, avoisinant la rue de Lausanne, on découvrira de nouvelles tombes toutes les fois qu'on fera des travaux à une certaine profondeur. J'ose donc espérer qu'on surveillera avec plus de soin les fouilles qui seront pratiquées dans cette localité, afin que la science bénéficie de chaque nouvelle découverte propre à éclairer les archéologues sur des questions si controversées encore.

Jusqu'ici, on a toujours fait intervenir le commerce des Phéniciens dans l'introduction de certains objets antiques retrouvés en Suisse. Les découvertes de Hallstatt et de Sion feront probablement revenir bien des personnes de cette erreur. En effet, pourquoi nos populations antéhistoriques de la première époque du fer auraient-elles été chercher si loin les bronzes que les Etrusques pouvaient leur fournir en abondance? On sait positivement que les peuples qui habitaient la Toscane, ainsi qu'une partie de la haute Italie, excellaient dans l'art de fondre le bronze; il est d'ailleurs facile de s'en convaincre en visitant les musées où l'on a réuni des collections d'objets étrusques.

Les passages des Alpes offraient une route naturelle, que les commerçants occupés du trafic entre le nord et le sud de l'Europe, devaient franchir sans rencontrer de bien grands obstacles.

Si l'on en juge d'après les différents niveaux des tombes, les habitants du Valais de la première époque du fer ont dû ensevelir leurs morts dans le cimetière de Sion durant un long espace de temps; et le luxe semble avoir pénétré pendant beaucoup d'années chez ces peuples primitifs qui avaient le plus grand respect pour leurs morts.

On voit par les sépultures de Sion combien les articles de luxe étaient nombreux et variés, ce qui démontre que ces populations vivaient dans une aisance relative. Comme on peut s'en assurer par l'examen de la dernière tombe, le guerrier avait les bras et les jambes ornés de bracelets; nous pouvons donc nous faire une idée assez exacte des mœurs et coutumes des populations du Valais sur la fin de l'époque dite antéhistorique.

Il fallait que la famille humaine fût déjà bien ancienne sur notre globe pour être arrivée à un degré de prospérité matérielle aussi avancé; et si l'on fait la part de la lenteur avec laquelle les modifications devaient s'opérer dans les premiers âges du monde, on en conclut que l'espace de temps qui sépare la hache de pierre de l'élégante épée de Sion est incalculable, et que c'est là qu'il faut chercher l'intéressante histoire des premières conquêtes de l'esprit humain.

F. THIOLY.

---

## 52.

### Glasring gefunden bei Orpund.

Im Frühjahr 1869 wurde auf dem flachen Hügelrücken, einige hundert Schritte von Orpund unweit Biel bei Anlass eines Neubaues nach Sand gegraben.

Ungefähr 3 bis 4 Fuss unter dem Boden stiess man auf ein schräg in den Sand bestattetes, mit den Füssen tiefer liegendes Skelett von bedeutender Grösse. Von einer Grabkammer war ebensowenig eine Spur vorhanden, als von einem Erdaufwurfe auf der Oberfläche. Ob das Skelett männlicher oder weiblicher Art war, konnte

ich nicht in Erfahrung bringen. Ueber demselben kam die schöne Armpange von Glas zum Vorschein, welche auf Taf. XIII Fig. 15 abgebildet ist.

Dieser merkwürdige Schmuck besteht aus dunkelblauem, durch Kobalt gefärbtem Glase und ist durch Guss entstanden. Auf der Aussenseite erscheint zwischen zwei Reifen als Ornament ein Kranz von stark erhöhten Blättern, auf welchen eine zickzackförmige Verzierung von gelbem Glasfluss, aber etwas unregelmässiger Gestalt angebracht ist. Diese Verzierung ist nicht gleichzeitig mit dem Ringe verfertigt, sondern am Blasenstabe des Glaskünstlers aufgeschmolzen worden. An den Stellen, wo dieselbe abgefallen ist, bemerkte man auf den Blättern ziemlich tief eingeritzte zickzackförmige Furchen,  welche dem aufzutragenden gelben Glase festen Halt gewähren sollten. Nach dem Urtheile mehrerer Sachverständigen sind diese Furchen nicht vermittelst des Diamanten ausgeführt, sondern schon beim Gusse des Ringes dadurch entstanden, dass in der ohne Zweifel aus Kupfer bestehenden Matrize auf den in dieser vertieft erscheinenden Blättern Rippen in der Form des besagten Zickzacks eingesetzt waren.

Die Stadtbibliothek von Bern besitzt ein halbes Duzend und die Sammlung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich ebenfalls mehrere Glasringe, die alle verziert sind, aber keines von diesen ist in Absicht auf Schönheit und künstliche Herstellung mit dem vorliegenden zu vergleichen.

Neben dem Skelett lag ein goldener Fingerring, der in einem einfachen, in mehreren Windungen spiralförmig aufgewundenen Drahte bestand, aber sofort verkauft wurde und der Alterthumskunde verloren ging.

Für die Bestimmung des Alters dieser Gegenstände, von denen der Glasring als ausländisches Product zu betrachten ist, ergibt sich ein Anhaltspunkt in der Form des Grabes. Gräber ohne Hügelbedeckung gehören nämlich bei uns in der Regel der vorrömischen Periode an.

FRIEDRICH BÜRKI, alt Grossrath.

### 53.

#### **Römische Thongefässe gefunden zu Uettlingen, Ct. Bern.**

Dass in Uettlingen eine römische Ansiedlung gewesen sein muss, erfahren wir bereits aus Dr. A. Jahns: „Canton Bern, antiquarisch-topographisch beschrieben“, pag. 366: „Im Dorfe Uetlingen, einer der ältesten Ansiedlungen in der Gegend von Wohlen, entdeckte man 1822 beim Ausgraben der Wurzeln einer uralten Linde altes Gemäuer, dabei drei menschliche Gerippe, welche, gerade unter dem Stamme des Baumes, mit den Schädeln zusammen, mit den Extremitäten aber nach drei Seiten, wie die Speichen eines Rades, auseinander gestreckt lagen. Bei fernerem Nachgraben entdeckte man Reste einer alten Mauer und neben derselben 30 bis 40 wohlerhaltene Todtengerippe, die wie auf einem Todtenacker neben einander gelegt waren. In der Nähe wurde verkohltes Getreide in Menge ausgegraben. Die Mauer bestand aus römischem Ziegelwerk, und die Gerippe hatten Beigaben von eisernen Waffen und bronzenen Schmucksachen.“

Diese Fundstätte römischer Alterthümer befindet sich da, wo jetzt der schöne Garten, anstossend an den stattlichen Bauernhof des Gemeindrathes Eggenberg, nördlich der Säriswylstrasse sich hinzieht. Ein im Frühjahr vorigen Jahres unweit davon gemachter Fund wohlerhaltener römischer Töpfergeschirre verdient nähere Berücksichtigung und eine kurze Beschreibung der Fundstücke.

Gerade gegenüber dem Hause des Herrn Gemeindrathes Eggenberg, südlich hart an der Säriswylstrasse, zwischen jener und einem Feldweg, lag bis vor einem Jahr ein kleiner Weiher oder vielmehr ein Dümppel, der, in Fässer gefasst, der Gemeinde im Falle ausbrechenden Feuers Wasser liefern sollte. Dieser unzureichende Wassersammler wurde in den Monaten März, April und Mai vorigen Jahres neu angelegt, tiefer ausgegraben, um das Doppelte erweitert und mit einer massiven Quadermauer eingefasst. Als nun die Arbeiter behufs Fundamentirung derjenigen Mauer, welche sich dem Feldwege entlang hinzieht, die Erde 5—6' tief ausheben mussten, stiessen sie  $5\frac{1}{2}$ ' tief unter einer dichten Grien- und Lehmschicht unvermuthet auf ganz feine, schwarze Erde, welche plötzlich wie aus einer grossen Höhlung herausfiel und mit und aus dieser Erde kollerten, wohlerhalten, die Gefässer heraus, die ich näher beschreiben will. Die Arbeiter hoben sie sorgfältig auf und wollten schon, als zu ihrem Hausgebrauche und als Kinderspielzeug dienlich, die Fundstücke theilen, als Gemeindrath Eggenberg dazu kam und, den antiquarischen Werth der Gegenstände ahnend, sich sämmtliche Geschirre übergeben liess, von wo sie auf Umwegen vorigen Herbst in den Besitz unseres Antiquariums gelangten. Da die Arbeiter auf diese rothen Thongeschirre keinen grossen Werth gelegt hatten, gruben sie nicht weiter fort, hoben jedoch jene schwarze Erde herauf, um sie als Gartenerde zu benutzen. Bei dieser Gelegenheit wurden jedenfalls zwei, wahrscheinlich vollständig vorhanden gewesene Gefässer zerschlagen, deren mangelnde Stücke man höchst wahrscheinlich bei weiteren Nachgrabungen finden würde. Nach der bestimmten Aussage sämmtlicher Anwesenden, des Hrn. Eggenberg, Hrn. Sekundarlehrer Frieden und der Arbeiter kam in der Nähe jener Geschirre weder Mauerwerk, noch Kalk, noch Mörtel und auch keine Ziegel zum Vorschein. Ebenso wenig wurde von einem Gewölbe etwas bemerkt. Leider wurde die herausgehobene schwarze Erde nicht gehörig nach andern kleinern Fundstücken, als z. B. Münzen etc., durchsucht.

Von den Gefässen, welche hier zum Vorschein kamen, sind acht vollständig wohlerhalten nebst Scherben von drei andern, Alles in Allem also 11 Stück und zwar:

1. Ein Krug mit Henkel, 15<sup>cm</sup> hoch, 13<sup>cm</sup> weit, von röthlich gelbem Thon. Taf. XIV. Fig. 6.
2. Ein Krug mit Henkel von birnförmiger Gestalt, von gelblichem Material, ziemlich porös, daher Flüssigkeiten lange kühl behaltend. Beide Krüge waren mit einer schwarzen, moderartigen Materie angefüllt.
3. Eine Schale von demselben Stoffe wie die vorige. Oberer Durchmesser 14,8<sup>cm</sup>, Höhe 5,2<sup>cm</sup>, Durchmesser am Boden 5,8<sup>cm</sup>. Fig. 7.
4. Eine einfache Schale ohne alle Verzierung. Oberer Durchmesser 14,3<sup>cm</sup>, Höhe 5,2<sup>cm</sup>, Durchmesser am Boden 5,8<sup>cm</sup>. Fig. 8.
5. Fragment eines sehr flachen, weiten Gefäßes aus demselben Material. Durchmesser der Bodenfläche 5,20<sup>cm</sup>.

6. Fragment einer ausgebauchten hübschen Schale. Oberer Durchmesser 14<sup>cm</sup>, am Boden 4,7<sup>cm</sup>, Höhe 4,2<sup>cm</sup>, aus dem Material wie Krug No. 1.

7. Hübsche Schale von glänzend dunkelrothbrauner Farbe, und auf dem umgebogenen Rande mit Blättern verziert. Durchmesser 13,8<sup>cm</sup>, im Lichten 10<sup>cm</sup>, am Boden 5<sup>cm</sup>, Höhe 5<sup>cm</sup>. Fig. 9 und 9a.

8 und 9. Zwei ähnliche Schalen.

10. Kleine offene Schale von demselben Material wie die vorigen mit zwei einander gegenüberstehenden Henkeln. Oberer Durchmesser 9,5<sup>cm</sup>, Boden 4<sup>cm</sup>, Höhe 4,2<sup>cm</sup>. Fig. 10 und 10a.

11. Noch eine Scherbe eines Gefäßes, das den unter 8 und 9 angeführten ähnlich ist.

Beim Umgraben des Gartens beim Hause Eggenberg wurden seither römische Dachziegel und Scherben in grosser Menge gefunden.

EDM. V. FELLENBERG.

## 54.

### Note sur un cachet<sup>1)</sup> de l'époque romaine trouvé dans les environs de Zurich.

Le cachet dont je donne le dessin aujourd'hui est gravé en creux sur cornaline; il représente une tête de Sérapis, de chaque côté deux Victoires et au dessous l'aigle légionnaire. Comme style et comme pureté d'exécution ce travail ne laisse rien à désirer; sans compter que les pièces de ce genre sont peu communes en Suisse<sup>2)</sup>. (Voir pl. XIII, Fig. 13.)

Ce cachet de l'époque romaine a été acheté chez un orfèvre en face de la cathédrale de Zurich, lequel orfèvre le tenait lui-même d'un agriculteur des environs. La pierre gravée était enchassée dans une plaque d'or fin<sup>3)</sup> ce devait être la partie supérieure d'une bague ou de tout autre ornement destiné à frapper le regard.

Il est à regretter qu'on ait enlevé cette matière précieuse, car en privant la pierre de son entourage on lui a non-seulement fait perdre de sa valeur comme objet d'art, mais dans ce travail de destruction on a fait aussi sauter un petit morceau de l'un des bords, la moitié d'une victoire.

On conserverait certainement un plus grand nombre de pièces antiques si les bijoutiers et les orfèvres avaient quelques notions d'archéologie, puisque une quantité d'objets mis au jour par les travaux de la campagne leur sont offerts et vendus par les agriculteurs.

Le creuset de ces vandales est donc le plus grand ennemi des amateurs d'antiquités.

F. THIOLY.

<sup>1)</sup> Pierre gravée.

<sup>2)</sup> Je viens de voir dans le dernier numéro de ce journal que ce n'est pas la première fois qu'on a trouvé en Suisse des pierres de ce genre.

<sup>3)</sup> Au titre de 24 carat.

## 55.

**Das Spiel mit dem Follis.<sup>1)</sup>**

Die glänzend rothen Scherben, welche in grosser Menge unter den Trümmern römischer Wohnungen gefunden werden, und dem Alterthumsforscher, wenn er sie auf den Feldern bemerkt, die Nähe einer zerstörten Villa verrathen, haben schon längst die Aufmerksamkeit der Sammler auf sich gezogen. Fragmente dieser Art kommen in der Schweiz ebenso häufig vor als in den benachbarten Ländern und der Besucher unserer öffentlichen und Privatmuseen findet in der Betrachtung dieser eleganten Geschirre reichen Stoff für das Studium römischer Töpferkunst.

Unter den Reliefdarstellungen auf diesen samischen oder aretinischen Gefässen, welche sowohl die Tafel der Reichen Roms — Samia etiamnum in esculentis laudantur — sowie die der wohlhabenden Colonisten in den entferntesten Provinzen zierten, erfreuen uns theils durch die an der äussern Wandung angebrachten geschmackvollen Ornamente, theils durch die Darstellung von Gottheiten mit ihren Symbolen, von Opferceremonien, von Genien, Faunen, bacchanalischen Tänzen, Sphinxen, Tritonen und andern fantastischen Geschöpfen — auf einer zu Ober-Winterthur gefundenen Scherbe erscheint der Kampf der Pygmäen und Kraniche — ferner von Gladiatorenspielen, von schauerlichen Kämpfen der bestiarii und retiarii im Amphitheater u. s. w. Besonders aber interessiren uns die Bilder, welche uns Scenen aus dem geselligen und Volksleben, die Lieblingsvergnügungen der Römer, Tänze, gymnastische Uebungen u. s. w. zur Anschauung bringt.

Unter der Fülle von Verzierungen auf dieser Töpferwaare bemerken wir, neben kleinerem Beiwerk, wie Kränzen, Ringen, Disken und anderem conventionellen Detail, in den Zwischenräumen mitunter Gegenstände von mehr Bedeutung, nämlich solche die aller Wahrscheinlichkeit nach als eine Art follis oder folliculus zu betrachten sind, und sich auf das Ballspiel beziehen, das unter den gymnastischen Uebungen der Römer eine so hervorragende Stelle einnahm. Der Follis, den wir im Auge haben, ist nicht von sphärischer Form, wie die Pila oder der eigentliche Ball, den wir aus mehreren antiken Darstellungen kennen, sondern von cylindrischer Gestalt. Es ist eine Art Schlauch, der an beiden Enden fest zugebunden ist, ohne Zweifel aus einem leichten elastischen Stoffe besteht, vielleicht auch aus einem mit Leder oder Pergament überzogenen Gerippe. Das Wort follis bedeutet eigentlich Blasebalg, auch Ledersack, Geldsack, Beutel. So erwähnt Vegetius die „folles hoc est saccos in quibus militum pecunia condebatur“. Follis hiess auch eine Art Luftkissen, auf die bei der Tafel die Gäste sich setzten. Das Spiel mit dem Follis bot um so mehr Reiz dar und war um so popularer, als er schwieriger zu handhaben war als der runde Ball.

Es ist bekannt, dass die Römer täglich Leibesübungen vornahmen, ehe sie in's Bad gingen, dass die Exercitatio bei allen Classen im Gebrauche war und der Staatsmann, der Consul, der Kaiser an gymnastischen Spielen sich erfreuten, dass für trág galt, wer dieselben mied. Sueton erwähnt von Augustus „Exercitationes

<sup>1)</sup> Siehe Becker's Gallus „Ueber das Ballspiel“.

campestres equorum et armorum statim post civilia bella omisit et ad pilam primo folliculumque transiit.

Die römischen Schriftsteller machen uns mit verschiedenen Arten des Balls bekannt, welche sie pila, follis oder folliculus, trigon, paganica u. s. w. heissen. Die pila scheint ein kleiner Ball gewesen zu sein, der follis war ein aufgeblasener Schlauch, die paganica mit Federn ausgestopft. „Hæc quæ difficili turget paganica pluma, Folle minus laxa est et minus arta pila“. Martialis. Der grosse aber leichte Ball, follis, wurde mit dem Arme oder der Faust geschleudert, weshalb der Spieler den rechten Vorderarm mit einer Art Handschuh bekleidete, nahm die Kräfte weniger in Anspruch als die andern Arten des Ballspiels und war bei Alt und Jung beliebt. Martialis sagt desshalb: „Folle decet pueros ludere, folle senes“. Es sind uns aus dem Alterthum verschiedene Darstellungen des Ballspiels erhalten, welche Mercurialis und andere Schriftsteller bekannt gemacht haben. Das Spiel mit mehreren Ballen erscheint auf einem interessanten antiken Wandgemälde; unsers Wissens gibt es aber aus römischer Zeit keine beglaubigte Abbildung des Follis und es mag daher die zwei aretinischen Scherben in unserer Sammlung entnommene Darstellung des Spiels mit dem Follis den Archæologen nicht unwillkommen sein. (Taf. XIV. 1, 2.)

Dr. F. KELLER.

## 56.

### Inschrift von Aventicum (Avenches).

**I L · C · F F A B · C A M I L  
 A C · A V G · M A G  
 M I L · L E G · I I I I · M A C E D  
 A · P V R A · E T · C O R · A U R  
 O · A · T I · C L A V D · C A E S  
 · C V M · A B E O E V O C A T V S  
 N N I A · M I L I T A S S E T · I V L  
 M I L L I · F I L · F E S T I L L A  
 E X · T E S T A M E N**

Vorstehende Inschrift, ein Resultat der leider durch die andauernde Kälte dieses Winters sehr behinderten Ausgrabungen auf dem Boden des alten Aventicums, wurde im März dieses Jahres in den Conches-Dessus en Perruet, auf dem Grundstück des Herrn Commandanten Fornallaz entdeckt, und zwar auf demselben Acker, welcher die jetzt zu Villars-les-Moines, Münchweiler, aufgestellten Inschriften geliefert hat. Sie gehörte zu einer Statue oder zu einem Bauwerk, welches zu Ehren des C. Julius, C. F. Camillus aus der Tribus Fabia, eines Angehörigen der in Aventicum hochangesehenen Familie der Camilli, über welche J. Zündel („Decimus Brutus und die Camilli von Aventicum“) in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft 39 und 40, S. 60 ff.) eingehender gehandelt hat, von einer bereits aus zwei Inschriften (Mommsen J. C. H. L. Nr. 143 und Nr. 192) bekannten Tochter Julia Festilla nach testamentarischer Bestimmung errichtet worden war.

Die verlorenen Anfangsbuchstaben über den an Länge offenbar nicht ganz gleichen Zeilen lassen sich aus einer auf denselben Mann bezüglichen Inschrift (Mommsen J. C. H. L. Nr. 179), welche bis auf die drei letzten Zeilen mit der unsrigen wörtlich übereinstimmt, mit voller Sicherheit ergänzen und es ist darnach die ganze Inschrift folgendermassen zu lesen:

„Cajo Julio Caji filio Fabia Camillo sacerdoti Augusti (oder sacerdotum Augustalium); magistro tribuno militum legionis quartæ Macedonicae hasta pura et corona aurea donato a Tiberio Claudio Cæsare Augusto iterum cum ab eo evocatus in Britannia militasset Julia Caji Juli Camilli filia Festilla ex testamento.“

C. BURSIAN.

Die Mittheilung obiger Inschrift verdanken wir der Freundlichkeit des trefflichen Conservators des Museums von Aventicum, Herrn Aug. Caspari.

## 57.

### **Ein Römerbau am rechten Ufer des Sempachersees.**

Anfangs 1870 legte Richter Amrhein im Dorfe Schenken ein nordöstlich ansteigendes kleines Feldweglein etwelche Fuss tiefer und es zeigten sich Mörtel, grössere und kleinere Ziegelplatten, die säulenartig aufeinandergestellt, ziemlich grosse Deckplatten tragen und mit einem Cementgusse überzogen sind; kurz ein Hypocaustum, wie die Römer ihre Heizapparate nannten. Diese Römerbaute ist auf einer schmalen Anhöhe, die ohne bedeutende Abweichung von Norden nach Süden streicht, aufgeführt. Sie bot Aussicht über den See und das Surental, das uns eine Menge von Münzen und Anticaglien aus der Römerzeit von Augustus bis zum ersten Einfalle der Alemannen und von Probus bis Ende des vierten Jahrhunderts geliefert hat.

Von Triengen, Wilihof bis herauf an den See sind unzählbare und selbst sehr werthvolle römische Antiquitäten gefunden worden, die aber leider grossentheils verschleppt sind und nur zum kleinsten Theile in der Dachkammer des historischen Vereins der V Orte begraben liegen.

Triengen und Wilihof waren wie Kammern bei Buchs im Wiggerthale und Pfäffikon am Stierenberge bedeutende Militärstationen, deren Wohngebäude mit figurirten Fussböden (Battute) und mit Dachziegeln der einundzwanzigsten Legion (L. XXI) versehen waren, und so lange bestanden, bis sie die Lentenses 267 verbrannten.

Von dem Baue der Römer in Schenken, der wohl 3 Fuss hoch mit Erde überführt ist, lässt sich, bis weiter aufgedeckt wird, nur Folgendes sagen: Die Mauren sind, so weit sie zu Tage liegen, schwach, nicht 2 Fuss stark, aus Feldsteinen und Tuffbrocken erbaut. Auch das Hypocaust zeigt nicht die Regelmässigkeit, die wir an andern Römerbauten bewundern. Der Raum war beschränkt. Wenn nicht der nach Norden liegende Hügel auch benutzt wurde, nur 27 Schritte lang, während die Villa agraria eines Veteranen in Ottenhausen 114 Fuss lang war. Diese Villa in Schenken ist, wie obige, abgebrannt; ihre Dachziegel liegen zertrümmert im Schutte, zeigten aber bisher keine Legionsmarken. Die von  $\frac{2}{3}$  Zoll Starke vorkommende Wand-

bekleidung des Hypocausts in Thon hat mit einem Rastrum gezogene — rohe Verzierungen. Gefunden wurden bis zu meinem ersten Besuche weder Geräthe noch Münzen. Es wird auch schwerlich Wichtiges zu finden sein, da ganz nahe die in der Stauffenzeit erbaute Burg der Ritter von Schenken, die 1386 zerstört wurde, nicht aus Römersteinen erbaut ist, was doch in einer an gutem Baustein armen Gegend geschehen wäre, wenn bedeutende Römerbauten in ihrer Nähe in Trümmern gelegen hätten. Landwirthschaftliche Geräthe dürfte, wie in Ottenhausen, der noch mit Schutt bedeckte Südtheil dieser Villa hoffen lassen.

D. v. L.

## 58.

### **Zur Baugeschichte der Klosterkirche von St. Gallen.<sup>1)</sup>**

Dass die unter Abt Gozbert ausgeführte Neuanlage keineswegs in allen Theilen dem bekannten Bauplane des Klosters St. Gallen entsprechend ausgeführt worden sei, hat der Herausgeber des Risses und Verfasser des höchst instructiven Textes, Dr. F. Keller, seiner Zeit genügend angedeutet (Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahr 820: pp. 11 und 12). Inwiefern das auch von der Kirche bis zu einem gewissen Grade gilt, soll an dieser Stelle durch Combination von Nachrichten des 9. mit solchen des 16. Jahrhunderts zu zeigen versucht werden.

Bekanntlich ist die Kirche des Bauplanes „ab oriente ad occidentem longitudo pedum CC“, sowie mit einem östlichen und einem westlichen Chor versehen, gezeichnet.

Ein Zeitgenosse der von ihm erzählten Ereignisse, der St. Gallen'sche Mönch Iso, meldet nun in seinen Wundern des h. Otmar, dass 37 Jahre nach der Niederreissung der alten, 32 Jahre nach der Einweihung der neuen dem h. Gallus gewidmeten Hauptkirche für die inzwischen keines dauernden Ruheplatzes theilhaftigen Gebeine des h. Otmar eine würdige Stätte bereitet worden sei. Am 24. September 867 wurde durch Bischof Salomon I. von Constanz eine eigene dem h. Otmar gewidmete Kirche feierlich consacrat; am 25., dem nächstfolgenden Tage, geschah die Einweihung der Kirche des h. Erzengels Michael. Die Kirche des h. Otmar empfing die Reste ihres Patrones.

Ueber die Lage dieser gottesdienstlichen Gebäude, insbesondere diejenige des einen zum andern und zur Hauptkirche des h. Gallus, sagt Iso nichts. Dagegen fällt darauf wesentliches Licht aus der Darstellung eines Zeitgenossen der Reformation, des Johannes Kessler, der in seiner Hauschronik (Sabbata, ed. Götzinger: St. Galler Mitt. Heft V—X) bei Anlass des Bildersturmes im Kloster die dortige Münsterkirche eingehend schildert (Bd. II der Ausg., pp. 200—204), eine Beschreibung, mit welcher der dem Neujahrsblatt von St. Gallen für 1867 (Das alte St. Gallen, von Dr. Wartmann) beigegebene Plan von 1596 zu vergleichen ist.

<sup>1)</sup> Hinsichtlich des Näheren der in diesem Artikel berührten Dinge, besonders über die Ruhestätte des Leibes des h. Otmar verweise ich auf meine Edition der Vita s. Ottomari sammt Fortsetzungen, speciell dort n. 80, 89, 91 (Mitth. d. hist. Vereins von St. Gallen, Heft XII, pp. 133, 135—137).

Indem wir, mit Kessler gehend, am Westende des damaligen Münsters beginnen, treffen wir zuerst „hinden am monster gegen abend ain besunder kirch vor ziten von abt Grimaldo fast erbuwen und gebessert im namen Sant Othmars, wie sy och genennt wirt“, und dass das die alte am 24. September 867 geweihte Kirche des h. Otmar war, zeigt eine Vergleichung der Beschreibung der Aufbewahrung der Reliquien Otmar's, wie sie Iso und Kessler geben<sup>1)</sup>. Bezeichnen wir diese Kirche des h. Otmar, das westlichste Stück des Münsters, als A. Oestlich daran schliesst sich nun bei Kessler die „layen kirch“, worin der erste der von ihm genannten Altäre in erster Linie dem Erzengel Michael geweiht war: ohne Zweifel die allerdings im Laufe der Zeit veränderte Kirche des h. Michael (B). Das östlichste Stück war zu Kessler's Zeit das jüngste, nämlich der dem h. Gallus geweihte spätgotische Chor (C), getrennt von B durch einen Lettner mit darunter gesetzten Altären, den wohl wegen einer zum oben darauf stehenden Privataltar des Abtes führenden Wendeltreppe so genannten „schnegg“.

Auf dem Plane von 1596, und so sicherlich auch schon zu Kessler's Zeit, folgen sich also die drei Kirchen, eine unmittelbar an die andere angefügt, folgendermassen von Ost gegen West:

(Ost) C B A (West) —

wobei wohl nach dem Wortlaute Kessler's über A („ain besunder kirch“) anzunehmen ist, dass die Trennung zwischen A und B eine viel bedeutendere, als diejenige zwischen B und C gewesen sei.

Dass ein solcher unmittelbarer Anschluss schon im 9. Jahrhundert stattgefunden habe, ist höchst unwahrscheinlich, ja das Gegentheil davon nahezu gewiss. Wohl aber müssen schon zur Zeit ihrer Errichtung die drei kirchlichen Gebäude einander sehr benachbart gewesen sein. Ob sich nun mit dem für das Jahr 867 constatirten Vorhandensein von B eine Ausdehnung von C gegen Westen in einer Länge von 200 Fuss verträgt, insbesondere ob die Existenz eines Westchores von C, den man nur 32 Jahre nach der Einweihung von C durch B theilweise maskirt hätte, annehmbar, ob die weiteren vom Bauplane an die Westseite verlegten Theile, der lang gestreckte Gang zum Vorhofe und zum Paradisus, trotz B Platz haben: all das scheint uns ziemlich unwahrscheinlich, es sei denn, man nehme an, Grimald habe hier an der Westseite der Schöpfung Gozbert's ziemlich radicale und rücksichtslose Änderungen vorgenommen. So dürften also gegen die bezeichneten Theile des Bauplanes gerade aus der Existenz von B erhebliche Zweifel geschöpft werden.

Dr. MEYER VON KNONAU.

<sup>1)</sup> Im Neujahrsblatte von 1867 ist p. 2 Z. 10 u. 11 v. o. gerade wegen dieser Kessler'schen Worte wohl ohne Frage „Grimald“ und „867“ statt „Gozbert“ und „830“ zu setzen (ähnlich ist kaum mit Nüschele: Gotteshäuser II, 1. p. 100 anzunehmen, dass die Errichtung der St. Otmarskirche die Erneuerung eines Gozbert'schen Baues gewesen sei; Stumpff, worauf dort verwiesen wird, identificirt einfach, sicher nicht richtig, St. Otmars- und St. Galluskirche).

# Sitzungsprotokolle.

## XXVII.

23. October 1869.

**Vortragender:** Professor OSENBRÜGGEN.

Derselbe gab aus seinen neuesten „Wanderstudien“ ein Stadtbild, indem er die *Vergangenheit und Gegenwart der aargauischen Stadt Rheinfelden* vorführte. Dasselbe wird im dritten Bande der „Wanderstudien aus der Schweiz“ erscheinen.

## XXVIII.

30. October 1869.

**Mittheilungen und Vorweisungen.**

Dr. WILLE sprach über die *neuesten Entdeckungen auf der Inselgruppe von Santorin*, welche durch die Gewinnung von Baumaterial für den Suezcanal verursacht wurden. Ein einleitender Blick auf die Beschaffenheit dieses erst vor nicht ganz vier Jahren durch die neuen vulkanischen Erscheinungen wieder berühmt gewordenen Bodens ging voraus. Beim Brechen der 60' hohen Bimssteinschicht auf der Andronisi zugewandten Spitze von Thera wurden nun unter dieser dicken Lage auf der Lava selbst menschliche Wohnungen gefunden, sechs Räume, welche zusammenhängen und am einen Ende, wo ein kylinderartiger Bau, eine die Ecke eines Hofes verrathende Umbiegung der Mauer zeigen: der grösste dieser Räume ist 32' lang, 16' breit, der kleinste 10 □' haltend. Weitere Räume verlieren sich unter die noch vorhandene Bimssteinlage hinunter. Die Mauern dieser Gemächer sind aus vulkanischer Masse, ohne jede Anwendung des Bimssteinmörtels, den man jetzt zu allen Bauten verwendet; dagegen sind Stücke von Olivenholz, wohl wegen der Erdbeben, zwischen den Steinen angebracht. Von den Fundgegenständen verdienen besondere Erwähnung: Gefässe von zum Theil sehr grossem Umfange (eines bis zu 60 Mass haltend), kleinere und feinere Vasen, und zwar alle diese Fabricate von eisenhaltigem Thon mit theils einfacheren, theils an künstlerische Fertigkeit streifenden linearen und punctirten Zeichnungen, ferner viele Gefässe von Lava, Gewichte aus demselben Stoffe, Geräthe zum Weben, ein Stück einer Oelpresse u. s. f. Aehnliches ergab eine auf Therasia ebenso auf der Lava gefundene Scherbenmasse; aber auf der gleichen Insel fanden sich in vom Regen eingefressenen Schrunden auch kleine Spalten von Obsidian, zwei kleine Ringe von reinem Gold. Dass keine Gräber hier vorliegen, sondern durch einen vulkanischen Ausbruch verschüttete Wohnungen — ein mit gekreuzten Beinen sitzender Mann wurde in einem der sechs Räume gefunden —, geht aus der Anbringung von Fenstern in den Gemächern hervor. Aber in welche Zeit sind diese Wohnungen zu setzen? Der Umstand, dass — bis jetzt wenigstens — unter den ziemlich zahlreichen Fundgegenständen der bis zur Stunde aufgedeckten Räume nicht eine Spur von Metallen sich fand, lässt an vorhistorische Bewohner denken: Menschen jedoch, welche eine ziemlich hohe Culturstufe einnahmen, indem sie nach den Fundstücken Viehzucht, Feldbau, Handel, Schiffahrt — der Thon der Vasen ist nicht aus ihrer Gegend — getrieben, auch eine gewisse Kunstfertigkeit besessen haben.

Professor BENNDORF theilte *einige neue archäologische Entdeckungen* mit, die in den letzten Heften von Fachzeitschriften besprochen sind (Ephemeris von Evstratiadis, ephesische Inschr. im Hermes von Hübner, Archäol. Zeit., Berliner Monatshefte der Akad.). Von ganz besonderem Interesse sind die zwei Nachrichten von 3) und 4): — dort, dass durch die zwei Archäologen Heydemann und Matz an der Nordseite des Parthenon eine Inschrift (die Ge an Zeus sich wendend) entdeckt wurde, welche, indem sie von Pausanias erwähnt wird, für die Fixirung seiner Periegese der Akropolis einen neuen Orientirungspunct bringt; hier der wahrscheinliche Rest der Weihinschrift der Athene Promachos und die zu einem von Herodot überlieferten Epigramm entdeckten zwei Zeilen der Inschrift eines Weihgeschenkes für den Sieg der Athener über die Böötier und Chalkidier 508.

Dr. KELLER wies *Fundstücke aus den Pfahlbauten des Neuenburgersees* vor (Kiefer von Bibern, Hornzapfen vom Urochsen, Geweihtücke von Hirschen, wovon eines mit eigenthümlich geriefelten Hieben eines Mauszahnes).

## XXIX.

6. November 1869.

### Mittheilungen und Vorweisungen.

Dr. KINKEL redete von *zwei Reliefs*, welche Professor Stark in seiner *Festschrift für das 50jährige Doctorjubiläum von Professor Bähr: „Gigantomachie auf antiken Reliefs und der Tempel des Jupiter Tonans in Rom“* 1869 besprach und auf der beigegebenen Tafel unter Figur I und II abbildete. Das erste dieser Reliefs zeigt einen Kampf von Vertretern eines niederen Geschlechtes, von Giganten, wovon der eine mit Schlangenfüssen, gegen Artemis und Hekate, eine äusserst lebensvolle und ausdrucksreiche Composition, bis in das Einzelste ausgeführt, auch die landschaftliche Staffage vortrefflich. Für die Feststellung der beiden weiblichen Persönlichkeiten zieht der Vortragende, für Artemis Vasenbilder (bei Millingen: Uned. Mon. I, Taf. 9, Gerhard: Trinkschalen, Taf. 2), für Hekate freilich nur ein bloss äusseres Zeugniß (Apollodor's Stelle über die Gigantschlacht) herbei. Weit weniger gelungen, knitteriger, einförmiger, ungeschickter angelegt, die Scenen allzu gedrängt, ist das zweite von Stark zur Vergleichung herbeizogene Relief, gleich dem ersten in den Sammlungen des Vaticans, und zwar dieses zweite dasjenige, welches die berühmte Ariadne des Vaticans trägt. Dieses zweite Relief, die Vorderseite eines Sarkophages, zeigt zehn nach oben blickende Giganten, sämmtlich schlangenfüssig. Stark und mit ihm der Vortragende ziehen zu dem ersten Relief ein von Benndorf und Schöne: Katalog des lateranensischen Museums, Taf. VIII, abgebildetes, von Stark unter I, a wiederholtes Bruchstück hinzu und sind der Ansicht, es seien dieses grössere und kleinere Stück zusammenhängende Stücke eines und desselben Frieses eines Tempels, Stark glaubt, desjenigen des Jupiter Tonans. Für I ergibt sich aus dem Materiale, dem Marmor, aus dem es gearbeitet ist, der terminus a quo, nämlich die augusteische Kunstepoche. Was die Giganten anbetrifft, so betont der Vortragende, dass dieselben in der ältesten Zeit, z. B. im epischen Kyklus, hinter den Titanen ganz zurücktreten und erst in der augusteischen Epoche, und dann zwar unter allmälig sich verändernder Bildung, Schlangenfüsse erhaltend, stark hervortreten. In diese Epoche des Ueberganges der völlig menschlichen in halbmenschliche Bildung gehört Relief I. — Professor Benndorf hält das Relief für zu gross, als dass es im Fries des Jupiter Tonans-Tempels Platz gefunden hätte, den man sich bei den vielen Heiligthümern um den Tempel des Jupiter Capitolinus auf der Westseite des Capitols nur von mässigen Dimensionen denken dürfe. Dagegen bezieht er mit Stark die von demselben citirte Stelle des Claudian über den genannten Tempel wirklich auf diesen, nur nicht auf seinen Fries, sondern auf seinen Giebel, während der Vortragende bei den Worten „sub tecta pendentes“ an frei auf Postamenten liegende Statuen am Felsrande denken möchte. (Vgl. auch Paus. I, 25, 2.)

Professor HEER weist *neu gefundene Getreidereste aus Pfahlbauten* vor, und zwar sehr schöne von Herrn Messikomer aus Robenhausen gelieferte Exemplare. Es sind keine neuen Pflanzen, die etwa in des Vortragenden Neu. Bl. d. zürch. naturforsch. Ges. v. 1866 (Die Pflanzen der Pfahlbauten) noch nicht genannt wären, wohl aber neuere Funde, welche in erwünschtester Weise in wohl erhal-

tenen Exemplaren Bestätigungen des früher Gesagten bringen, auch desshalb willkommen, da früher nur aus Wangen (am Untersee) Bekanntes nun auch in Robenhausen getroffen wurde. Die sechszeilige Gerste (*hordeum hexastichum*) und der kleine Pfahlbautenweizen (*triticum antiquorum*) treten wieder hauptsächlich hervor. Jene hat zwei Formen: die eine, die älteste Getreidefrucht, auch im alten Griechenland allgemein, eine kurze, dicht gedrängte Aehre, die kleinen Körner schön geordnet, die andere, in ägyptischen Denkmälern als Material in den Ziegeln viel gefunden, auch sehr regelmässig, doch mit grösseren Kernen. Selten ist in den Pfahlbauten vorhanden, doch in einem kleinen Exemplare liegt vor *hordeum distichum*. Vom kleinen Pfahlbautenweizen hatte man bisher nur massenhaft Körner, nun aber auch sehr schöne Aehren, die kurzen Aehrchen dichtst gedrängt, jedes in der Regel vier Körner enthaltend. Aber auch vom nahe hiermit verwandten Binkelweizen (*trit. vulgare compactum muticum*) liegt nun die erste Aehre vor, vom Pfahlbautenammer (*trit. dicoccum*) zu einer aus Wangen nun eine solche aus Robenhausen. Diese sämmtlichen schönsten bis jetzt in unseren Pfahlbauten gewonnenen Aehren gaben dem Vortragenden Gelegenheit, einige sehr interessante culturhistorische Erörterungen anzuknüpfen. Ein gewisser Zusammenhang der Pfahlbauten mit Südeuropa, mittelbar mit Aegypten — denn Unger fand das *trit. antiquorum*, diese ausgestorbene Urweizenform, auch in Ziegeln der Pyramide El Kab, also circa 5000 Jahre vor unserer Zeit — ergibt sich aus der genauen Uebereinstimmung dieser Reste von Culturpflanzen selbst in Varietäten in zwingendster Weise. Aber nicht nur Culturpflanzen, sondern auch mit diesen Getreidearten eingeschleppte Unkräuter sind in Resten in Robenhausen erhalten, z. B. die zierlichen kleinen Samen der *Silene cretica* (ähnlich wachsen nun um unseren Bahnhof massenhaft italienische Pflanzen): so wichtige Aufschlüsse für die Handelsgeschichte, die Geschichte der gegenseitigen Beziehungen der Völker überhaupt in alter und neuer Zeit, gehen aus solchen Samenverschleppungen hervor. Die Frage nach der Herkunft der Pfahlbautennutzpflanzen ist freilich hiermit nicht gelöst; dennoch ist der Vortragende, gegen Karl Vogt, der Ansicht, die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe, alte Berichte, wie neuere Erfahrungen, sprechen viel eher für Asien, als für Afrika als eigentliche ursprüngliche Heimat.

### XXX.

13. November 1869.

**Vortragender:** Dr. RAHN.

Anknüpfend an das Buch von Dr. R. Dohme: *Die Kirchen des Cistercienserordens in Deutschland während des Mittelalters* (Leipzig: Seemann, 1869), welchem er das Verdienst einer auf selbständigen Einzelstudien beruhenden, ihren Stoff erschöpfenden Monographie zuschreibt, will der Vortragende unter Herbeiziehung von vorgewiesenen Plänen und Ansichten *eine Schilderung des Wesens der Cistercienser-Architektur im Allgemeinen, dann die Beschreibung von einigen schweizerischen Cistercienser-Kirchen im Besonderen* geben. Nach einem einleitenden Blicke auf die Entstehung, die rasche Verbreitung, die alsbald errungene grosse Popularität, die hervorragende culturgeschichtliche Bedeutung des Cistercienserordens, auf dessen eigenthümliche Verfassung, auf die Filiationen der Klöster — Wettingen z. B. ist als Tochter von Salem, als Enkelin von Lüzel u. s. f. die sechste Generation von Citeaux — stellt der Vortrag die enge zusammenfallenden Berührungspunkte zwischen dem Wesen des Ordens und der Architektur seiner Kirchen fest. Ein herber, fast nüchterner Zug der Kunst entspricht der strengen Disciplin der Klosterbewohner: aller Luxus im Aufbau verpönt und desshalb z. B. statt des Thurmtes ein einfacher Dachreiter, keine farbigen Glasmalereien, nur Grisailles in den Fenstern, u. s. f. — Zürich nun hat in seiner Nähe zwei Cistercienserkirchen, *Cappel* und *Wettingen*, ausgestattet mit allen Eigenthümlichkeiten der Kirchen dieses Ordens, und eine gleichfalls höchst bemerkenswerthe Baute, auf die der Vortragende auf Grundlage eigener Aufnahmen noch weiter die Aufmerksamkeit zu richten wünscht, ist die Cistercienserkirche von *Altenryf* (Hauterive), im Kt. Freiburg. Obschon mehr als ein Jahrhundert zwischen der Erbauung dieser drei Kirchen liegt (Hauterive 1138 geweiht; dessen Filiale Cappel trotz der Stiftung von 1185 in die Mitte des 13. Jahrhunderts fallend; in Wettingen die letzte Weihe erst 1294), stehen diese drei Monamente sowohl unter sich als mit der ältesten Cistercienserkirche von Fontenay in Burgund in so naher Verwandtschaft, dass wir sie füglich als den Ausgangspunct aller späteren Fortschritte betrachten

können. — Das erste und hervorragendste Merkmal ist die eigenthümliche Choranlage, nämlich die Anordnung zweier rechtwinkliger Capellen, die sich im Anschlusse an die Ostseite eines jeden Querflügels zur halben Länge des ebenfalls viereckigen Chorbaues fortsetzen und je paarweise mit einem gemeinsamen Pultdache bedeckt sind. Diese Form ist asketisch nüchtern und in ökonomischer und technischer Hinsicht einfacher, als die Chorumgänge mit Capellenkranz, welche complicirtere Anlage allerdings bei Cistercienserkirchen auch vorkommt (z. B. in Clairvaux); in Deutschland blieb der Orden bei der viereckigen Form. Ein weiteres Charakteristicum ist die ausserordentliche Länge des Schiffes, die sich aus den liturgischen Gebräuchen des Ordens erklärt. Der hohe Chor mit dem Altarhause und in der Regel auch noch die Vierung des Querschiffes dienten ausschliesslich den Mönchen, und darnach folgt weiter nach Westen, oft tief bis in das Schiff hinein, der Unterchor für die Novizen und Laienbrüder, durch Schranken und Mauern abgesondert von den westlichen Theilen des Mittelschiffes und den Abseiten. Erst der westlichste Rest war den Laien, aber nur männlichen, gestattet, während den Frauen ein eigner Raum offen stand (in Wettingen eine bis in das 19. Jahrhundert noch erkennbare Capelle). Alle Cistercienserkirchen sind endlich, auch in Frankreich, Pfeilerbasiliken. — Wie der Grundriss, so zeigte auch der Aufbau, in allen seinen constructiven wie decorativen Bestandtheilen die höchste Einfachheit: nirgends Emporen, nirgends Triforien (obschon diese gleich dem Orden burgundisches Erzeugniss), in den so schönen und einfach grossartigen Ornamentsculpturen vor dem Anfange des 13. Jahrhunderts nie Darstellungen lebender Wesen, vor jener Zeit auch sehr selten grosse Portale, sondern nur ein bescheidenes Pförtchen, etwa in ein Seitenschiff (die Kirche ja an den Convent angebaut und sehr in zweiter Linie den Laien dienend). Doch bald tritt diese Einfachheit, wie sie noch die Chöre unserer drei Kirchen zeigen, zurück. Salem bei Ueberlingen hat die dem Altarhause zunächst befindlichen Nebencapellen zu einem förmlichen Seitenschiffe bis zum Abschlusse des Chores verlängert. Eine dritte Stufe liegt im westfälischen Amelunxborn vor, wo diese Nebencapellen in Form eines viereckigen Umganges um den ganzen Chor herum sich fortsetzen. Die letzte und höchste Ausbildung dieses Grundrisses ist in Riddagshausen bei Braunschweig und in Ebrach vorhanden, wo sich die beiden Capellenpaare als doppelter Umgang rings um das Altarhaus herum legen. Die Periode des 12. und 13. Jahrhunderts ist die Zeit der höchsten Blüte des Ordens und zugleich diejenige frischesten künstlerischen Lebens insbesondere auf architektonischem Gebiete. Als Pfleger der in Frankreich erwachsenen Gotik verbreiteten sich nun die Cistercienser auf deutschem Boden. Um sie und ihre Kirchen bildete sich recht eigentlich die Architektur der Umgegend; ihre Baukunst ist die entwickeltere und für die Entstehung des Uebergangsstyles Epoche machend. Solche Beispiele haben wir recht eclatant in der Schweiz. Ist in der Kirche von Altenryf, worauf in der That die streng romanischen Formen einzelner Detailglieder deuten könnten, noch der 1138 geweihte Bau erhalten (Mülinen: *Helv. sacra I*, p. 177), so stellt sich das constructive Gerüste desselben weit und breit als ältestes Vorbild des sogenannten Uebergangsstyles dar, wie denn hier auch wirklich Alles auf einen directen Anschluss an die französische, speciell an die burgundische Bauschule hinweist (besonders die Abteikirche von Fontenay); auf französische Muster deutet auch der spätere Kreuzgang, ein wahres Meisterstück von Proportionen und in seinen Sculpturen zu den vorzüglichsten Leistungen zählend. — Die kunsthistorische Bedeutung und architektonische Mission des Ordens endet mit dem Ausgange der allgemeinen Geltung der Gotik. Mit dem innern Ausarten des Ordens geht Hand in Hand das Erlöschen der unterscheidenden Merkmale seiner Bauten. Doch behielt die Cisterciensarchitektur, mehr als die der Benedictiner, selbst dem Zopfe gegenüber, bis in das 18. Jahrhundert hinein, eine gewisse grössere Einfachheit bei.

#### Mittheilungen.

Professor BENNDORF redete über *zwei neue archäologische Entdeckungen*: 1) über den Fund eines alabasternen Sarkophages mit Temperamalerei aus der besten Zeit, in einem etrusischen Grabe bei Corneto; 2) über eine epigraphische Neuigkeit aus Rom, nämlich die Auffindung zweier auf Befehl der curatores aquarum aufgestellten cippi in einer Entfernung von 2,65 Meter von einander, in topographischer Hinsicht werthvoll für die Kunde, dass nach Frontin hier in der Nähe die porta Quirinalis des Serviuswalles lag.

## XXXI.

20. November 1869.

**Vortragender:** Professor VOLKMAR.

Derselbe hat an diesem Abende der Gesellschaft nicht ein neu entdecktes Apokryphum<sup>1)</sup> vorzulegen, sondern *neu zu beleuchten ein schon länger bekanntes, theilweise apokalyptisches Buch, die apokryphen achtzehn Psalmen Salomon's*. Nach Voraussendung einer Einleitung über die Psalmen überhaupt, in welcher höchsten Leistung auf dem hymnologischen Gebiete die dem Hebräerthum als hervorragendste Eigenschaft innewohnende Gottesverehrung am reinsten sich ausspricht, verbreitet sich der Vortragende über dieses in Psalmenform sich gebende Andachtsbuch im Speciellen. 1626 zuerst von dem Jesuiten de la Cerdá edirt, dann durch Fabricius im Codex pseudopigraphus wieder abgedruckt, sind diese Psalmen Salomon's zwar immer von neuem wieder der Gegenstand von Untersuchungen gewesen; allein erst die neuere Zeit fand die richtige Fährte für ihre Erklärung, indem Movers gegen Ewald, auf die Zeit des Pompejus, statt des Antiochus Epiphanes, als Entstehungsepoke hinwies, so das Richtigste anbahnte. Was nun das Einzelne angeht, so ist der Vortragende der Ansicht, die vorliegende griechische Redaction sei aus dem Hebräischen übersetzt. Dabei findet er hohen poetischen Schwung, ein oft eigentlich schwelendes religiöses Gefühl, wie es gerade einer Drangsalszeit zukommt, in diesen Erzeugnissen eines ausschliesslichen, mit einer gewissen Vehemenz sich aussprechenden jüdischen Geistes, der nur an Israel's Rettung denkt, in Hoffnung auf Zurückführung aus der Diaspora. Nach einem Blicke auf die Geschichte der letzten Makkabäer, die Kämpfe innerhalb der Familie, in welche sich die gerufenen Römer einmischen, werden die historischen Bezüge besonders von Psalm II, VIII, XVII geprüft —: das plötzliche Kriegsgeschrei nach längerer Ruhe; das Erscheinen des Feindes vom Westen her und seine Aufnahme durch einen Theil der Jerusalemiten selbst; der Uebermuth dieses „Sünders“, welcher sagt: „Ich bin Herr von Land und Wasser“ und nicht an Gott denkt; die Erstürmung der Burg Jerusalem's, mittelst des „Widders“, nach längerem Kampfe mit den Eingeschlossenen; Morden, Gefangennehmen, Hinwegführungen zur Verspottung, das Betreten des Heiligthumes durch den Feind; Drohungen gegen das verruchte Fürstengeschlecht, das durch Fremde werde untergehen; endlich die Züchtigung des „Drachen aus dem Westen“ selbst, dessen Armes Gott zur Heimsuchung seines Volkes sich bedient. Alles passt ganz genau auf Pompejus' Erscheinen nach Hyrkan's Hülferuf 63, auf die nachfolgende Verdrängung der Asmonäer durch den Idumäer Antipater, und vollends Psalm II, 30—35, wo vom Schicksale der Leiche des Pompejus, des unbegraben an den Meeresswogen am Fusse der Berge Aegypten's liegenden, geredet wird, ist geradezu eine kleine Quelle zur römischen Geschichte. Jedenfalls ist das Jahr 48 v. Ch. also anzunehmen als der Zeitpunkt der Niederschreibung dieser Apokalypse. Was den christologischen Bezug dieser Psalmen anbetrifft, so ist der Vortragende der Ansicht, auch diese Quelle spreche gegen eine ausgebildete jüdische Christologie vor Christus; denn ein Theil der beiden letzten Psalme, XVII und XVIII, der mehr christlich, als jüdisch gedacht ist, und dabei vom „Herrn Christus“ redet, verräth sich durch Alles, schon durch das nur da vorangehende »διάψαλμα« als Werk eines Interpolators.

**Vorweisungen** von Professor KINKEL.

*Vier Abdrücke von Gravirungen des Schweizer Künstlers Urs Graf*, die zwei Langseiten und die beiden Kurzseiten eines im Besitze des Herrn Karl Anton Milani in Frankfurt sich befindenden Reliquienkästchens, wurden vorgewiesen. Das Kästchen enthielt Reliquien des h. Bernhard von Clairvaux, und desshalb haben die Gravirungen, deren Abdrücke als Unica zu betrachten sind und der noch jungen, aber kräftigem Wachsthum sich entgegensehnenden Kupferstichsammlung des Polytechnikums von dem Besitzer verehrt wurden, Scenen aus der Legende dieses Heiligen zum Gegenstand. Diese Gravuren gehören in das Jahr 1519 und sind, obschon der vom Vortragenden einlässlich beleuchtete Schritt vom Nielliren zum Kupferstechen damals längst gethan war, nur als Gravur, nicht als auf den Abdruck berechnet anzusehen. Uebrigens darf man nach diesen ziemlich rohen und unbedeutenden Leistungen Urs Graf nicht beurtheilen. Ueberhaupt liegt seine Hauptstärke, die man am besten im Museum seiner Vaterstadt Basel kennen lernt, nicht gerade auf dem religiösen Felde; sondern seine

1) Vgl. „Berichte“, von 1868: pp. 26 u. 27.

Handzeichnungen weisen vielmehr, seiner Lebensgeschichte entsprechend, in das Lagerleben des Reisläufers, in das volle naturwüchsige ungebundene Treiben jener Epoche, in dem auch die Madelen Druchsess von Wolhusen und ihre Colleginnen einen breiten Raum behaupten. Als letzte datirte Arbeit Graf's kennt Woltmann eine solche von 1529.

## XXXII.

27. November 1869.

**Vortragender:** Professor H. H. VŒGELI.

Derselbe sprach über *den ersten Act des Tridentinischen Concils und Bullinger's Verhältniss zu demselben.* — Anknüpfend an Ranke's Excurs über Sarpi und Pallavicini in dessen Römischen Päpsten: Bd. III., wo von demselben das Tridentinum „so recht der Mittelpunkt der theologisch-politischen Entzweiung des 16. Jahrhunderts“ genannt wird, tritt der Vortrag in erster Linie auf eine eingehende Erörterung der eigenthümlich gemischten theologisch-politischen Voraussetzungen des Conciles ein. Insbesondere wird die nicht genug zu würdigende enge Verflechtung der französischen und vornehmlich auch der türkischen Angelegenheiten mit dem Gange der deutschen Reformation aus einander gesetzt und u. A. betont, wie ungleich weniger geschickt Ferdinand seinen eigenen Interessen zu dienen verstand, als Karl V., wie z. B. nach der Katastrophe der schweizerischen Reformation 1531 Ferdinand durch den Bruder darauf aufmerksam gemacht werden musste, wie sehr eine Einmischung in die schweizerischen Dinge zu Gunsten der Katholiken nothwendiger Weise Frankreich's Einfluss in der Schweiz vergrössern müsste; weiter wird nachgewiesen, wie Luther auf das nachhaltigste 1529 und 1532 für das Zustandekommen des Reichsheeres gegen Soliman wirkte, von welchen dasjenige von 1532 zwar nicht mit Soliman zusammenstoss, aber ihn zwang, von der deutschen Grenze abzuziehen, ein politisch sehr wichtiges Ereigniss, indem dieser Erfolg die Unternehmungen gegen Tunis und Algier ermöglichte; dagegen fallen anderseits wieder Karl's Scheitern vor Algier, ein neues Losschlagen Franz I., abermalige Bedrängniss Ferdinand's in Ungarn zusammen. Was dann die speciell religiösen Dinge betrifft, so wird hervorgehoben, wie sich die getrennten, aber Vermittelungspuncke suchenden Kirchen noch 1541 auf dem Regensburger Religionsgespräch so nahe wie möglich gestanden; allein in Paul III. war die Ansicht durch die Jesuiten bereits befestigt worden, das frühere Schreckbild der Curie, das allgemeine Concil, sei keineswegs für Rom zu fürchten, sobald man es nur zu leiten verstehe. So gehen die Vorbereitungen für dessen Zusammentritt in Trient vor sich, wobei der Kaiser, dem es in erster Linie um die Herstellung der Autorität in Deutschland, um die Niederwerfung des schmalkaldischen Bundes zu thun ist, nach Deutschland hin diese weltlichen Dinge, gegen Rom die geistliche Sache in erste Linie stellt. Am 13. December 1545 wird das Concil eröffnet, und schon die vierte Sitzung zeigt, dass das Concil etwas Anderes zu bedeuten bestimmt ist, als Karl V. will. Während er zuerst die Missbräuche abschaffen will, stellen die Väter die dogmatischen Puncte voran: Gleichstellung der Tradition mit den biblischen Büchern, zwischen denen die aufgenommenen apokryphen den kanonischen gänzlich an Werth entsprechen, Erklärung der Authenticität der Vulgata, besonders aber Aufstellung der Justification, jener Lehre, in deren Auffassung man sich in Regensburg so entgegen gekommen war, in einer dem Protestantismus ganz widerstreitenden Weise. Die Schilderung des Schreckens, den das auf die protestantische Welt ausübte, führt nun den Vortragenden auf Bullinger. Er glaubt, die Concilfrage sei der grösste Gegenstand des Lebens Bullinger's gewesen. Von 1532 an datiren seine fortgesetzten Gutachten darüber bis zu jener Schrift: *De conciliis* von 1561. In seinem Briefwechsel kehrt das Streben nach Einigung zwischen Zürich, Genf, Wittenberg stets wieder; immer möchte er über das Concil gut instruiert werden; er vertieft sich im Streben nach solchen Nachrichten zusehends in die Erkenntniß der Dinge und der Weltlage überhaupt. Zu wissen will er geben, dass vom Concil „nobis summa conflari pericula“; Feststellung unserer „Lehr“ dem gegenüber zur Abwehr ist sein Ziel.

**Mittheilungen ; Vorweisungen.**

Dr. MEYER VON KNONAU theilt zwei im 20. Bd. der *Scriptores von Pertz und dem 4. Bd. der Fontes rer. German.* von Böhmer zum ersten Male abgedruckte kleine Notizen zur Zürcher Geschichte im 13. Jahrhundert mit. Jene (l. c. p. 335) steht in einem nach dem Zürcher Codex des

Otto von Freising (Wilmans' 13.) gemachten Codex des britischen Museums (13\*), der eine höchst wahrscheinlich im Zürcher Dominicanerkloster geschriebene Fortsetzung des Otto von St. Blasien enthält (über die Jahre 1210—1277); nach ihr hätte auch Zürich (allerdings: *dicitur restitisse*), nicht bloss Worms 1235 dem Kaiser Friedrich II. die Treue gehalten, Heinrich's VII., des aufständischen Sohnes, Drohungen Trotz geboten. Die zweite Angabe (l. c. pp. 127 u. 128) steht in einer aus Weingarten stammenden Fuldaer Handschrift und ist, wahrscheinlich 1269, sicher gleichzeitig gemacht und entschieden glaubwürdig. Darnach haben nicht nur die Pavesen, sondern auch die Zürcher und nach ihnen noch mehr die Constanzer einem falschen Konradin, einem Schmiedssohn aus Ochsenfurt am Main, welcher sich übrigens nicht für den Prinzen ausgab, nur für denselben sich ansehen liess, gar grosse Ehren erwiesen, bis er sich Bischof Eberhard von Constanz zu erkennen gab.

Professor KINKEL weist aus der Sammlung des Polytechnikums *eine Folge von Blättern zur Illustrirung der Geschichte des Kupferstiches und des Holzschnittes* vor. Von besonderem Interesse ist ein von Herrn His-Heusler in Basel geschenkter Abdruck einer Gravirung Schongauer's auf einer silbernen Kapsel für Colmar, weiter ein Abdruck eines Niello aus der Sammlung des Herrn a. Landammann Schindler (um 1500, eine Auferstehung Christi). Kunsthistorisch wichtig ist ein übrigens auch technisch wegen der parallelen Lage aller Striche interessanter Stich von Mantegna, weil Dürer ihn 1494 copirt hat (einen sehr dicken Bacchus darstellend).

---

**Anmerkung.** Nachdem hiermit der Schluss der Sitzungsprotokolle von 1868/69 noch nach ihrem vollen Wortlaute gebracht worden ist, werden von Nr. 3 an die Berichte über die Sitzungen von 1869/70 folgen, und zwar bis auf Weiteres in kurzer notizenartiger Form, da infolge des höchst erfreulichen zahlreichen Eingehens von Artikeln für den Haupttheil des „Anzeigers“ die Protokolle noch mehr zurücktreten können, als es bisher der Fall war.

---

## Bücherschau des Anzeigers für schweizerische Alterthumskunde.

### Publicationen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

- Pfau, M., Nüschaner, A. und Kinkel, G., Prof.,** Beschreibung der Burg Kyburg. XXXIV. 9 Lith. Zürich 1870. 4<sup>o</sup>.
- Bursian, Prof. Dr. C.** Aventicum Helvetiorum. Mittheilungen d. ant. Ges. Band XVI. 1. Abth. 4. Heft. 9 Tafeln. Zürich 1870. 4<sup>o</sup>.

### Anderweitige Publicationen:

- Jahrbuch für die Litteratur der Schweizergeschichte.** 2r Jahrgang 1868. Von Dr. Gerold Meyer von Knonau.
- Planta, P. C. von,** Antiquarische Funde in Graubünden, mitgetheilt im „Freien Rhätier“ von 1869. Nr. 292—298.
- Das römische Vorarlberg** von John Sholto Douglas.

---

**Errata.** Auf Seite 132, Linie 2 von unten in Nr. 1 bittet man *Luxeuil* statt Lützel, und auf Seite 133, Linie 2 von oben *Sarnen* statt des in Klammern eingeschlossenen Wortes Jonen zu lesen.

---

# ANZEIGER

für

## Schweizerische Alterthumskunde.

### INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

Nº 3.

ZÜRICH.

SEPTEMBER 1870.

INHALT: 59. Entdeckung einer Pfahlbauansiedelung zu Heimenlachen bei Berg (Canton Thurgau), von Dr. F. Keller. S. 167. — 60. Antiquités lacustres près d'Estavayer (Canton de Fribourg), par L. Grangier. S. 169. — 61. Note sur des objets de l'époque antéhistorique, trouvés dans le Valais, par F. Thioly. S. 171. — 62. Refugium bei Mammern am Untersee, von Dr. F. Keller. S. 173. — 63. Todtenfeld zu Vidy bei Lausanne, von Morel-Fatio. S. 174. — 64. Notizen über den Inhalt einiger schweizerischer Zeughäuser, von Dr. F. Keller. S. 175. — 65. Sturmtopf, von Dr. F. Keller. S. 179. — 66. Kloster Königsfelden, von H. Zeller. S. 181. — 67. Pagus Tigorinus, von C. Bursian. S. 184. — 68. Aventicum, von Dr. F. Keller. S. 185. — 69. Entdeckung römischer Ansiedelungen: Mammern, von Dr. F. Keller. S. 186. Hombrechtikon, von Pfarrer Schuster. S. 186. St. Prex, Utigen, von Prof. v. Muralt. S. 186.

59.

#### Entdeckung einer Pfahlbauansiedelung zu Heimenlachen bei Berg (Canton Thurgau).

Die erste Kunde von dem Dasein einer Pfahlbaustation zu Heimenlachen<sup>1)</sup> (nach thurgauischer Aussprache Hamenlachen) erhielt vor ein Paar Jahren Herr Dekan Pupikofer in Frauenfeld. Zwei Steinbeile, welche gleichzeitig mit der Anzeige eingesandt wurden, schienen das Vorhandensein eines Pfahlbaues zu bestätigen. Da aber der Bericht eines Sachkundigen, den Herr Pupikofer zur Prüfung an Ort und Stelle zu beordern nicht versäumte, negativ lautete, so unterblieb zum Nachtheil der Sache eine nähere Untersuchung der Fundstätte.

Das Dörfchen Heimenlachen liegt etwa eine Viertelstunde von Berg auf dem  $2\frac{1}{2}$ , Stunden breiten Erdrücken zwischen der Thur und dem Bodensee, 300' über dem genannten Flusse und 1430' über Meer. Das Moor umfasst etwa 7 Morgen Landes und bildet eine längliche Mulde mit einem nur ein Paar Fuss hohen Uferrande. — Der hier befindliche Pfahlbau ist der östlichste unter den schweizerischen Ansiedelungen dieser Art.

Unterm 7. Juli d. J. erhielt die Redaction von Herrn Burkhard Räber, Stud. Pharm. in Weinfelden betreffend den fraglichen Pfahlbau nachfolgenden sehr verdankenswerthen Bericht:

„Geht man vom Pfarrdorfe auf der Konstanzerstrasse nach der kleinen Ortschaft Heimenlachen, so bemerkt man zur Linken ein an die Strasse anstossendes, ziemlich ausgedehntes Torfmoor. Obgleich meine Excursion eigentlich der Flora der Gegend

<sup>1)</sup> Der zweite Theil dieser Benennung scheint auf das Vorhandensein einer Wasserfläche noch zur Zeit der Einwanderung der Alemanen hinzuweisen.



galt, konnte ich doch nicht umhin einige Gegenstände aufzuheben, die sich mir als bestimmte Anzeichen eines in diesem Torfriede begrabenen Pfahlbaues darstellten.

Ehe ich die von mir und andern Personen hier gesammelten Alterthumsgegenstände anführe, muss ich bemerken, dass die Entdeckung der letztern durch die hier seit längerer Zeit stattfindende Gewinnung von Torf veranlasst worden ist, und dass zum Zwecke besserer Kenntniss der Localität bisher noch kein Spatenstich geschah. Da aber der Abbau des Torfes nur stellenweise betrieben wird, ist es unmöglich, sich von der Ausdehnung der Ansiedelung einen Begriff zu machen. Jedenfalls war die Zahl der Hütten nicht gering, da an einer Stelle mehr als hundert ganz erweichte Pfähle ausgegraben wurden. Aus der senkrechten Stellung derselben geht hervor, dass wir es hier mit einem eigentlichen regelrechten Pfahlbau zu thun haben, einer Anlage von ganz anderer Construction als die Niederlassung zu Niederwyl bei Frauenfeld (siehe Pfahlbaubericht V in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft, Bd. XIV, Heft 6, S. 25), deren Unterbau aus Packwerk bestand. Unsere Ansiedelung scheint vielmehr mit der ebenfalls in einem Sumpfsee errichteten Ansiedelung von Moosseedorf (siehe Bericht II und III) die grösste Aehnlichkeit zu haben. Uebrigens ist es gegenwärtig noch unmöglich, über die Grösse der Niederlassung oder die Eigenthümlichkeiten in Betreff der Bauart der Wohnungen und der Lebensweise der Bewohner etwas mitzutheilen. Wenn nicht, was sehr zu wünschen wäre, von Freunden der Alterthumskunde Nachgrabungen in wissenschaftlichem Interesse veranstaltet werden sollten, so wird jedenfalls die fortdauernde Ausbeutung des Torfes manches merkwürdige Geräthe zu Tage fördern und auch über die Natur des Ganzen Licht verbreiten.

Betreffend die von den Torfgräbern herausgehobenen Dinge habe ich mir folgende Notizen verschaffen können: Vor ungefähr 10 Jahren stiess man beim Torfstechen auf einen festen Gegenstand, den man für einen Baumstrunk hielt und in zwei Stücke zerschlug. Zur Verwunderung der Arbeiter war jede Hälfte mit einem gewaltigen Horn versehen. Das Fundstück war ohne Zweifel ein Prachtexemplar eines Urochsen-schädels. Eine Zeit lang wurden diese seltsamen Dinge auf dem Moor herumgeschleppt, endlich aber als unnützes Zeug auf einen der Gluthaufen geworfen, welche aus Rasenstücken und erdigem Torf fortwährend hier unterhalten werden.

Fast zu gleicher Zeit wurde ein vollständiges, ganz gut erhaltenes Hirschgeweih ausgegraben und nach St. Gallen verkauft.

Steinbeile finden sich in Menge in den Händen der Bewohner benachbarter Häuser und werden unter dem Namen Heidenbeile den Kindern als Spielzeug überlassen.

Letzter Tage gelangten zwei sehr schöne Beile aus Serpentin durch Schüler in den Besitz eines hiesigen Lehrers. Das eine derselben zeichnet sich durch schöne Ausarbeitung aus und hat eine so scharfe Schneide, dass man damit ein Bleistift schneiden kann.

In meiner antiquarischen Sammlung befinden sich aus dieser Niederlassung nachfolgende Gegenstände: 1) Eine Axt aus Hornblende; 2) mehrere Bruchstücke von Hämfern aus einer graulichen Steinart verfertigt; 3) ein Steinmeissel aus Serpentin; 4) ein Kornquetscher; 5) ein walzenförmiges, durchbohrtes Stück Serpentin. Als in diesem der runde Bohrer zur Hälfte eingedrungen war, wurde das zu verfertigende

Werkzeug umgekehrt, aber die Bohrung um ein Paar Linien verfehlt, so dass die Löcher nicht zusammentreffen. 6) Eine Anzahl Scherben von Thongeschirr, die theils grossen Gefässen angehören und aus einem mit Körnern von Quarz und Glimmer vermischten Thone bestehen, theils aber von kleinern Geschirren herstammen, welche aus reinem Thone geformt und an der Aussenseite geglättet sind; 7) ein Stück einer aus Thon und Moos zusammengeknneteten Masse, ohne Zweifel ein Stück des Bestiches der Geflechtwände; 8) ein auf einer Seite abgeschlissenes Stück Sandstein; 9) mehrere Splitter von Hornblendegestein, ein Beweis, dass die Bewohner ihre Steingeräthe auf ihrem Pfahlbau verfertigten; 10) ein Stück eines grossen Serpentinhammers.

Stücke von Pfählen, von Ruthengeflechten, Topfscherben liegen zerstreut herum. Trotz aller Erkundigung und langen Suchens war ich nicht im Stande, das Dasein irgend eines Gegenstandes aus Bronze zu constatiren und bin überzeugt, dass die Existenz dieses Pfahlbaues in die Steinzeit fällt und dass derselbe vor dem Beginn der Bronzezeit verlassen wurde.

Das jetzige Moor mag in früherer Zeit ein kleiner See gewesen sein, dessen Wasser (wie jetzt noch bei langem Regenwetter) nach Totnach seinen Abfluss nahm. Während Jahrtausenden hat sich das Becken desselben schichtenweise mit Sumpfpflanzen und zugeschwemmtem Holz angefüllt und in demselben ein Torflager gebildet, das viele Fuss hoch die Reste menschlicher Thätigkeit bedeckt.“ —

Von einem Sachkundigen, der seit der Abfassung obsthenden Berichtes den Ort besuchte, vernehmen wir, dass sämmtliche Geräthschaften, zu denen noch Horn-, Knochen- und Feuersteinwerkzeuge hinzukommen, mit denen von Niederwyl genau übereinstimmen, und ein ziemlich vollständiges Bild einer Steinzeitansiedelung darbieten.

Dr. F. KELLER.

## 60.

### **Antiquités lacustres près d'Estavayer (Canton de Fribourg).**

(Extrait d'une lettre de M. le professeur Grangier à Fribourg.)

Je n'ai pas été tout-à-fait inactif depuis le 1. août, où nos vacances se sont ouvertes, et j'ai pu me livrer à mon occupation favorite. Pour commencer, j'ai fait une excursion à Nonan, et, si je n'en ai rien apporté de remarquable, j'ai pu au moins me convaincre de l'importance et de l'étendue considérable de cet emplacement romain. M. de Reynold, son propriétaire, n'opère guère de travaux sur son vaste domaine sans que la pioche ou la charrue ne viennent se heurter à quelques débris de mur ou de pavé. Dernièrement il a mis à nu des sortes de plates-formes, qui ne sont autre chose que de vastes couches de ciment, de 30 à 50 pieds de circuit, aboutissant à des murs et recouvertes jadis, selon toute apparence, de mosaïques : c'est de là, sans doute, que feu M. de Reynold, père, aura tiré les nombreux débris que j'ai vus au château de Nonan et dont j'ai rapporté quelques échantillons.

Durant le séjour que je viens de faire à Estavayer, je puis dire que j'ai mené une vie tout-à-fait *lacustre*, car tout mon temps s'y est passé à visiter et à exploiter ses pilotis. J'y arrivais avec l'intention de profiter des eaux basses pour dresser le plan approximatif des différentes *ténevières* qui se trouvent entre Estavayer et Font; mais j'ai bientôt dû renoncer à ce projet pour deux raisons: d'abord parce que la

configuration de ces stations lacustres varie continuellement, soit par l'effet des tempêtes, soit par la quantité prodigieuse de pieux que nos pêcheurs en extrayent chaque année pour s'en servir comme bois de chauffage: je connais telle famille de ces braves gens qui, depuis une couple de générations, ne brûle pas d'autre bois dans le ménage; et pourtant — et c'est là le second motif qui m'a fait abandonner mon projet — il y a depuis l'extrémité septentrionale de la rive staviacoise jusqu'au delà de Font, une série non interrompue de pilotis, ce qui rend bien difficile, sinon impossible, une distinction un peu exacte entre les divers emplacements. Il en est un cependant (de l'âge du bronze) que les plus intrépides chercheurs staviacois savent bien distinguer, non par ses pieux, qui sont à peine perceptibles, mais à cause des précieux objets qu'ils y découvrent depuis quelque temps. Cette *ténevière*, encore très-peu exploitée, est à moitié chemin de Font et a été désignée de tout temps par les pêcheurs sous le nom de *la Pliantâ*.

Après avoir fait connaissance avec ces stations, j'ai encore visité, mais sans succès, les deux ténevières, de la pierre et du bronze, connues sous le nom de la *Crasaz* (la Creuse), à une demi-lieue d'Estavayer, du côté opposé, c'est-à-dire en s'avancant vers le nord, et j'ai fini par vouer tout mon temps et toute mon activité à la ténevière de la pierre (et purement de la pierre) qui se trouve à Estavayer même, à cent pas au plus du rivage, et qui dans ces temps de sécheresse se trouvait en partie à sec. Ici j'ai eu une excellente chance et je puis me vanter d'avoir été heureusement inspiré. En creusant, en remuant, en fouillant dans tous les sens le sol découvert et ses environs, où il n'y avait que quelques pouces d'eau, j'ai recueilli en trois jours — sans compter les végétaux (noisettes, glands, châtaignes, cerises), les nombreuses mâchoires et autres ossements de vache, de veau, de mouton, de cochon, etc., et quelques menus débris de poterie — une soixantaine d'objets où l'on reconnaît évidemment la main de l'homme, entre autres du bois de cerf, de daim, de chevreuil, quelquefois brute, mais le plus souvent coupé ou préparé en forme de manches; 2 petites haches ou ciseaux en os, dont une aiguisée aux deux extrémités; 3 poinçons en os; 2 pierres à broyer; 2 jolis marteaux en serpentine, un marteau encore non trouvé; 2 moitiés, dont l'une d'un marteau brisé pendant qu'on le perçait, ce qui démontre parfaitement le mode de percement; 7 petites haches ou *coins* de diverses pierres, dont une en néphrite; 6 pesons en pierre, dont un avec le trou non percé encore, mais commencé, apparemment avec un instrument très-pointu, sur les deux surfaces à la fois; une très-jolie flèche en silex; plusieurs bouts de lances de cette même matière et de différentes couleurs, etc.

Voilà une pêche quasi miraculeuse, si l'on considère combien cet emplacement a déjà été exploité; et Dieu sait jusqu'où je serais arrivé si une pluie abondante n'était venue m'interrompre et recouvrir en peu de temps le théâtre de mes exploits. Je vous dirai que l'idée de creuser, dans les cailloux d'abord, puis dans le sable jusqu'au roc, m'a été inspirée par le souvenir de ce même procédé que j'avais déjà employé avec succès, il y a quelques années, à Greing, en glanant sur les traces de M. de Pourtalès; j'ajouterais même que tous les objets trouvés à Estavayer sont, sans exception, parfaitement analogues à ceux que j'ai recueillis dans cette station du lac de Morat ou que j'ai remarqués dans la riche collection du château de Greing.

## 61.

**Note sur des objets de l'époque antéhistorique,  
trouvés dans le Valais.**

Depuis quelques années j'ai recueilli dans le canton du Valais un certain nombre d'objets en bronze, que j'ai pensé décrire ici afin de démontrer qu'en dehors des stations lacustres, l'archéologie peut encore faire bien des trouvailles propres à témoigner que si les populations des premiers âges recherchaient tout particulièrement des nappes d'eau pour y établir leurs demeures, de hardis pionniers et même des commerçants ne craignaient pas de s'aventurer dans les défilés de nos montagnes.

Un peu au-dessus de Viesch, dans la vallée de Conches, en traçant la route de la Furka les ouvriers trouvèrent il y a peu d'années sous un énorme bloc de pierre qu'ils durent faire sauter, une très-belle hache à main, avec poignée droite et longue (Planche XV, fig. 1), ayant une ressemblance frappante avec les tranchets de nos corroyeurs. Cette forme est assez rare en Suisse.

Dans les environs de Rarogne, un agriculteur a recueilli une hache à douille carrée (Planche XV, fig. 2), ayant comme ornement un certain nombre de lignes courbes. Ces lignes, au nombre de huit, sont assez espacées. Par sa forme cette hache ressemble un peu à celles qu'on appelle *étrusques* et qu'on a découvertes de l'autre côté des Alpes, plus particulièrement dans l'Italie méridionale.

Au Pont de la Morge, près de Sion, un nommé David Berner a trouvé en défonçant ses terres, une pointe de lance d'une parfaite conservation (Planche XV, fig. 3), mesurant 27 centimètres de longueur; les ailes ne sont point très-larges et le renflement de la douille va en diminuant jusqu'à l'extrémité de la pointe, ce qui donne une grande solidité à cette arme. La douille elle-même est percée d'un trou propre à fixer un rivet qui devait consolider la lance à l'extrémité d'un manche en bois dur.

Une fort jolie petite lame de poignard (Planche XV, fig. 4), a aussi été découverte par le même au Pont de la Morge. On remarque deux trous au talon de cette arme, ils ont dû servir à la fixer au moyen de clous rivés à une poignée en corne de cerf ou en os: peut-être même à une simple poignée en bois.

Ce n'est pas la première fois qu'on a recueilli des antiquités au Pont de la Morge; dans un relevé du catalogue des antiquités appartenant au musée de Lausanne, relevé que je dois à l'obligeance de M. Morel-Fatio, je vois figurer sous les N°s. 3701. et 3702 une pointe de lance en bronze et un ciseau de même métal.

Parmi les objets de bronze qui proviennent également du Valais, j'ai encore dans ma collection une épingle (Planche XV, fig. 5) trouvée dans les environs de Sierre. La tête est formée de trois gros fils à l'extrémité desquels sont des boutons réunis par les côtés. A la naissance de cette espèce de tête, on remarque un trou rond où devait passer un petit anneau; au-dessus et au-dessous de ce trou, sont des stries tracées au burin. L'épingle en question a dû être fondu d'une seule pièce si l'on en juge par les bavures qu'on aperçoit encore de chaque côté.

Au-dessus de Brigue, près de l'ancien passage du Simplon, M. le capitaine Brindlen a recueilli sur une éminence où il a fait des fouilles, un certain nombre

de tessons de poterie très-grossière. La pâte est mélangée de petits cailloux brisés. Ces débris, provenant de grands vases, faits sans l'aide du tour, sont parfaitement semblables à ceux qui ont été recueillis dans nos palafittes. On remarque sur un ou deux de ces tessons des ornements près du col, exécutés avec le bout des doigts, l'empreinte des ongles s'y fait tout particulièrement remarquer. Ce genre d'ornementation était assez en usage chez les populations de l'époque antéhistorique; aussi en dehors des stations lacustres ai-je retrouvé ces mêmes motifs d'ornement dans quelques poteries que j'ai retirées de la grotte de Bossey, au mont Salève, près de Genève.

Outre les objets que je viens de décrire, il y a dans les musées de Sion, de Lausanne et de Genève et dans plusieurs collections particulières un certain nombre de bronzes provenant du Valais, lesquels bronzes n'ont jamais été mentionnés dans aucun journal. Il serait à désirer que la note que je publie aujourd'hui, encourage les personnes qui pourraient donner des renseignements sur ces antiquités, à le faire dans ce recueil; on serait surpris de voir combien le Valais est riche au point de vue archéologique, surtout en fait de bronzes.

Pour ne mentionner que les poignards, je crois qu'en faisant le calcul de tous ceux qui ont été retirés de nos bourgades lacustres, on atteindrait avec peine au chiffre de ceux qu'on a recueillis dans le Valais<sup>1)</sup> ou plutôt dans la vallée du Rhône dont ce canton forme presque la totalité.

„Ces poignards“ (dit M. le professeur Désor, dans ses *Palafittes du lac de Neuchâtel*) „paraissent avoir été plus abondants dans les stations lacustres des lacs d'Italie, et pourraient bien avoir appartenu au premier âge du fer.“ A Charpigny, près de St-Tiphon, on a trouvé en effet un poignard de bronze dans des tombes de la première époque du fer.

Il ne serait donc pas impossible, comme le dit M. Désor, que les poignards de bronze recueillis en Suisse soient de cette époque.

Je dirai même que tous les objets que je viens de décrire, sauf peut-être la hache à main de Viesch, sont de la première époque du fer et proviennent d'un commerce avec l'étranger; je ne puis m'expliquer autrement l'abondance des lames, de poignards dans la vallée du Rhône, et leur rareté dans les stations lacustres; c'est donc par le Simplon que ces bronzes devaient être introduits dans le Valais; puis qu'on ne peut admettre qu'ils aient été fabriqués dans le pays même. Si l'on n'a pas trouvé trace de moules à épées en Suisse<sup>2)</sup>, on n'a pas trouvé non plus de moules à poignards; il faut donc reconnaître que ces armes ont dû pénétrer dans nos contrées par les passages des Alpes.

F. THIOLY.

<sup>1)</sup> Je compte à ma connaissance six poignards trouvés jusqu'à ce jour dans la vallée du Rhône. Trois sont au musée de Lausanne: de ces trois deux proviennent des environs d'Ollon et l'autre de Bex. Le quatrième se trouve dans la collection Troyon et a été recueilli à Charpigny. Le cinquième fut découvert dans un tumulus près de Sierre, voir à ce sujet la première série de l'Indicateur de 1865, page 61; et enfin le dernier est celui que je mentionne dans le présent article.

<sup>2)</sup> Voir sur les moules à épées. *Un cimetière de la première époque du fer à Sion* dans le précédent numéro.

## 62.

**Refugium bei Mammern am Untersee.**

Wir haben in unsren Mittheilungen Bd. VII, Heft 7 unter dem Titel „Keltische Vesten an den Ufern des Rheins unterhalb Schaffhausen“ und Bd. XVI, Abth. II, Heft 3 unter dem Titel „Helvetische Castelle und Refugien“ eine Anzahl verschanzter Plätze beschrieben, welche auf schweizerischer Seite, längs des Rheins, von dessen Austritt aus dem Bodensee bis nach Basel hinunter an den nach diesem Flusse hin abfallenden Bergzügen vorkommen. Diese Refugien stammen ohne allen Zweifel aus der gallischen Periode unsers Landes her und hatten offenbar den Zweck, bei feindlichen Einfällen den Bewohnern der Umgegend einen Sicherheitsplatz für Menschen und bewegliches Eigenthum zu bieten. Es wurde bei der Beschreibung derselben die Ansicht geäussert, dass diese Zufluchtsörter sich auf die kriegerischen Vorgänge beziehen, deren Cäsar ganz im Anfange seiner Memoiren über den gallischen Krieg mit den Worten erwähnt: „Das ist es, warum die Helvetier mannhafter sind als die übrigen Celten, weil sie sich fast täglich mit den am rechten Rheinufer wohnenden Germanen herumschlagen, bald bei Vertheidigung des eigenen Gebietes, bald bei Einfällen in das Gebiet der Germanen.“

Wir sind im Falle, die bisher bekannte Zahl dieser Refugien um eines, das nach Osten hin die Kette dieser merkwürdigen Erdwerke um ein Glied verlängert, zu vermehren. Wenn man von Mammern die Strasse nach Liebenfels hinansteigt, so bemerkt man etwa fünf Minuten, ehe man das Schloss erreicht, zur Rechten zwei mit einem Tannenwalde besetzte Höhen, eine nähere, minder hohe und eine rundliche, welche vom Plateau aus sich erhebend die andern Hügel überragt. Es ist die erstere Anhöhe, auf welcher ein Refugium angelegt worden ist. Die Lage desselben ist auf der eidgenössischen Karte mit dem Zeichen einer Burgruine angegeben, was von dem Umstande herrührt, dass von den Bewohnern der Umgegend dieser Punkt Burstel, d. i. Burgstall, geheissen wird, eine Benennung, die gleich Kastel und Chatelard häufig den auf Anhöhen vorkommenden, aus vormittelalterlicher Zeit herstammenden verschanzten Plätzen zugetheilt wird.

Gleich mehreren der schon bekannten Refugien liegt dasjenige von Mammern zwischen zwei tief eingeschnittenen Bachrinnen (Töblern), die ein Paar Tausend Fuss unterhalb zusammenlaufen, auf dem schmalen Rücken des nach der Tiefe zu sich ausspitzenden Erdrückens. Nach zwei Seiten durch steile Abfälle von der Natur geschützt, bedurfte der zum Sicherheitsplatz gewählte Punkt keiner weiteren künstlichen Zuthaten, als der Anlegung von zwei tiefen, den Erdrücken quer durchschneidenden Gräben, so dass der eingeschlossene Ort ringsum von schwer zu erkletternden Abhängen umgeben ist. (Siehe Taf. XV, Fig. 6.)

Das Refugium von Mammern besteht aus zwei Theilen, der eigentlichen Veste A und einem tiefer liegenden Vorwerke B. Jenes von ziemlich rectangulärer Form misst 210 Fuss in die Länge, 120 Fuss in die Breite und enthält demnach einen Flächenraum von der Grösse einer halben Juchart. An den schmäleren Seiten ist der Rand desselben zu besserer Vertheidigung des Platzes durch einen Erdwall merklich

erhöht C. Der Graben D an der obern oder Südseite ist etwa 60 Fuss weit und 40 Fuss tief. An dieser Seite der Veste scheint, wie ein Absatz andeutet, der Aufgang nach derselben angebracht gewesen zu sein. An der mit E bezeichneten Stelle auf der Ebene bemerkte man ein vor mehr als hundert Jahren von Schatzgräbern gemachtes ziemlich tiefes Loch.<sup>1)</sup> Die Ostseite der aus Sandsteinfels bestehenden Burg ist an mehreren Stellen behufs Gewinnung von Baumaterial angebrochen. Die Westseite fällt jäh in das 300—400 Fuss tiefe Bachtobel ab.

Nördlich von diesem Platze, aber etwa 30 Fuss tiefer und durch einen circa 30 Fuss weiten Graben F getrennt, befindet sich ein zweiter ebener Platz B, etwas grösser als der Viertel des vorigen, theilweise von einer künstlich angelegten, etwa 8 Fuss hohen Böschung umgeben und von dieser nach der Tiefe abfallend.

Von Gemäuer ist weder an den Rändern noch im Innern der beiden Abschlüsse beim Ausgraben von Baumwurzeln je eine Spur entdeckt worden.

Die Aussicht von diesem etwa 500 Fuss über den Untersee erhabenen Punkte ist ziemlich ausgedehnt.

### 63.

#### Todtenfeld zu Vidy bei Lausanne.

Beim Verebnen eines Grundstückes im Bois de Vaud (Gemeinde Vidy bei Lausanne) entdeckten im verflossenen Jahre die Arbeiter hart an der Strasse einen ziemlich ausgedehnten Begräbnissplatz, dessen Rand schon früher aufgedeckt worden war. Alle Gräber desselben befanden sich in freier Erde und lockerm Kiesboden und liefen parallel mit der Strasse. Die Richtung aller Gerippe war folglich die gleiche, die Köpfe lagen nach N. N. O.

Im Spätsommer und Herbste nahm ich hier Ausgrabungen vor, die übrigens zu keinem bedeutenden Ergebniss führten. Ein stark verrostetes und zerbrochenes Messer von Eisen, eine Fibula oder Agraffe mit Spuren von Gold und Schmelzarbeit waren die einzigen Fundstücke.

Einige Gräber haben mir eiserne Nägel ohne eigenthümliche oder interessante Form geliefert. Sie waren aber in so geringer Menge vorhanden, dass man nicht auf das Dasein von hölzernen Särgen schliessen konnte.

Eines Morgens benachrichtigten mich die Arbeiter von dem Dasein eines aus Steinen verfertigten Grabes. Ich verfügte mich unverweilt zur Stelle und sah einen roh ausgearbeiteten Steinsarg zu Tage gebracht, in welchem sich ein vollständiges Gerippe befand, dessen Schädel wir aufbewahren.

Das Wichtigste bei dieser Entdeckung war der Umstand, dass zwei grosse Steinplatten den Deckel des Grabes bildeten, welche mit Verzierungen im schönen römischen Style versehen offenbar als Friesstücke römischer Gebäude von Vidy (Lousonna) zu betrachten sind.

<sup>1)</sup> Die geschäftige Phantasie des Volkes hat nicht unterlassen, die bei allen Schatzgräbereien eintretenden Erscheinungen, nämlich die des goldenen Kegelspiels, der Geldkiste mit dem darauf sitzenden, die Schlüssel im Maule haltenden Hund und die der goldenen Kugeln auch in diesem Loche spielen zu lassen.

Diese beiden Fragmente stellen Blumen- und Blättergewinde dar. (Siehe Taf. XVI, Fig. 4.)

Das Alter dieses Grabmonumentes lässt sich nicht leicht ermitteln, es gehört aber offenbar der burgundischen Zeit an. Ohne Zweifel lagen zur Zeit der Errichtung des Grabs die beiden Friesstücke auf dem benachbarten Felde, von wo man sie als Steine, welche zunächst bei der Hand waren, herholte und benutzte.

Sämmtliche Ueberreste dieser Grabstätte sind in das Museum von Lausanne versetzt worden.

Ein Gegenstück zu der Benützung antiker Werkstücke bei Anlegung von burgundischen Grabstätten bilden die zu Basel-Augst von Herrn Schmid entdeckten Gräber, welche aus Inschriftsteinen, Friesstücken, Gesimsen u. s. w. bestehen.

Der Umstand, dass dieser Begräbnissplatz aus Reihengräbern besteht, spricht deutlich genug für die Annahme eines burgundischen Todtenfeldes, ähnlich demjenigen zu Cheseaux.

MOREL-FATIO.

#### 64.

#### Notizen über den Inhalt einiger schweizerischer Zeughäuser.<sup>1)</sup>

Die gewöhnlichen Reisehandbücher der Schweiz erwähnen nur flüchtig der Sammlungen von Waffen und Rüstungen in den Hauptstädten verschiedener Kantone, so dass ich es nicht für überflüssig halte, einige bei mehrmaligem Besuche dieser Museen aufgezeichneten Bemerkungen mitzutheilen, in der Hoffnung, das die Archäologen unter den Touristen etwa ein Paar Stunden von der Betrachtung der Naturschönheiten erübrigen und den nicht immer leicht zu findenden Weg nach diesen Orten einschlagen möchten, um jene Sammlungen einer sorgfältigen und kritischen Betrachtung zu unterwerfen.

Die grosse Menge ächter Waffen aus dem XV. Jahrhundert, Beutereste aus den burgundischen Kriegen, ziehen vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich; sie stammen her von den Schlachtfeldern von Murten und Grandson 1475—1476, auf denen das Heer Karls des Kühnen durch die schweizerischen Streitkräfte gänzlich geschlagen wurde. Wir finden aber auch frühe Feuerwaffen, gezogene Schiessgewehre, Hinterladerkanonen und Stücke von Rüstungen aus allen Perioden oft in solcher Menge, dass diese Sammlungen eher Arsenalen als Museen gleichen. Ein österreichisches<sup>2)</sup> Feldstück zu Zürich vom Jahr 1611 ist mit der drolligen Inschrift versehen :

Ich bin ein Junckfrau wolgestalt

Welchen ich küss der wird nit alt.

Es hat 18 Züge, einen Caliber von 1,86 Zoll engl. Mass<sup>3)</sup>), eine Länge von 6 Fuss und einen etwas ungewöhnlichen Hinterladungsmechanismus. Das Ende des Rohres

<sup>1)</sup> Der Verfasser dieser Notizen, welche im XXV. Bande des Archäological Journal erschienen sind, ist Major-General Lefroy, Vicepräsident des Royal Archäological Institute von Great Britain and Ireland und der erste Kenner mittelalterlichen Kriegswesens in England.

<sup>2)</sup> Dieses Stück wurde vielmehr zu Zürich gegossen und seit jeher Zürichbraut genannt, weil darauf das Bild einer Jungfrau in damaligem Costüm erscheint mit dem Wappen von Zürich und dem Reichsschild.

<sup>3)</sup> Es schießt eine Bleikugel von 1 & alt Zürich Gewicht.

wird durch einen Cylinder mit Bodenstück geschlossen, welcher hohl ist, die Ladung aufnimmt und an seinem Platz vermittelst eines quer durch die Seiten des Rohres gehenden viereckigen Keiles festgehalten wird. Ein anderes Stück, datirt von 1674, hat gleich Caliban zwei Stimmen, denn auch das hintere Ende ist ein wenig über das gewöhnliche Mass verlängert, ausgebohrt und schiesst eine Hohlkugel gleich einer Haubitze. In diesem Saale werden jene Philosophen, welche proclaimiren, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe, eine Bestätigung ihrer Ansicht finden, wenn sie einer gezogenen Kanone mit Hinterladung ansichtig werden vom Jahr 1614, in welcher das Bodenstück ungefähr wie beim Armstrong-System sich durch einen beweglichen Block abschliesst, worin das Zündloch angebracht ist. Auch diese Kanone (Falconnet) hat viele Züge, nämlich 31 mit einem Caliber von 0,95 Zoll. Ein anderer neulich gemachter Vorschlag findet sich hier anticipirt durch ein Stück, genannt Orgelgeschütz, welches die Jahrzahl 1742 trägt und den Namen Johannes Welter, auctor et inventor. Bei diesem Stück enthält ein gerader transversaler Keil zehn Kammern oder Pulverladungen, welche nach einander durch das Umdrehen einer Kurbel vor den Lauf gebracht werden, eine Idee, die seither mit mehr Präcision in dem gewöhnlichen amerikanischen Revolver ausgeführt worden ist. Die älteste datirte gezogene Hakenbüchse, die ich entdecken konnte, stammt vom Jahr 1607. Sie hat 34 schöne eckige Züge, Caliber 0,65 Zoll, einen Lauf von 49,67 Zoll Länge und ein aus Rad und Lunten zusammengesetztes Schloss. Taf. XV, Fig. 7.

Wenige Besucher der Sammlung werden ohne Rührung die Waffen betrachten, welche Ulrich Zwingli in der Schlacht bei Cappel im Jahr 1531 trug oder getragen haben soll, nämlich ein gerades zweischneidiges Schwert und ein Schlachtbeil, welches seine vorgeschriftenen Ideen in weltlichen sowohl als theologischen Dingen bezeugt, denn es ist ausgebohrt und dient auch als Schiessgewehr — eine Vereinigung — aber eine ganz schlechte — die bei orientalischen Waffen nicht selten vorkommt. Es ist ohne Schloss. Authentischer und eben so interessant ist ein vollständiger Büffellederanzug eines schwedischen Rittmeisters aus der Zeit Gustav Adolfs. Er führte einen gezogenen Carabiner.

In dieser Sammlung befinden sich ferner einige Streithämmer von eigenthümlicher Form, die am Gürtel getragen wurden. Sie scheinen bestimmt gewesen zu sein, in die Gelenke der Rüstungen einzudringen, sind aber zu leicht, um durch die letztern hindurch Schaden zuzufügen. Taf. XV, Fig. 8.

Unter den Bayonetten gibt es mehrere von ungewöhnlicher Form. Was die gewaltigen zweihändigen Schwerter, die Morgensterne, die Partisane, Hallbarten von allen Typen betrifft, so sind die Mauern eigentlich damit beladen und bei genauerer Untersuchung wären ohne Zweifel, Zeichen und Zahlen daran zu entdecken.

Die Sammlung in Luzern ist kleiner. Ein Stück eines Gewandes der Königin Agnes von Ungarn aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts wird hier aufbewahrt und ist bezeichnet als „*Portio modica vestium Reginæ Agnetis in monasterio Kœnigsfelden sepultæ e flavo et nigro variegata*“. Es ist gleich dem sehr schönen byzantinischen Seidenstoffe aus dem sechsten oder siebenten Jahrhundert im Dome zu Chur für den Kenner mittelalterlicher Webekunst von hohem Interesse. Allein die Waffen sind hier nicht so hübsch wie in Zürich. Man sieht indessen ein sehr schönes Schwert, welches den Namen H. Johannes Schricker trägt mit dem Motto: „Ist Gott

mit uns, wer will wider uns. 1529.“ Das Gefäss an demselben ist sehr kunstreich ausgearbeitet. Weiter finden wir hier eine grosse Zahl von Armbrusten mit Pfeilen in Bündeln und, wie gewöhnlich, die grossen schweizerischen zweihändigen Schwerter des XVI. Jahrhunderts, eines darunter mit dem Datum 1584. Andere mit langen Griffen, aber darum doch nicht zweihändig, tragen die Inschrift ANNHMH, deren Deutung schon so viele Sammler in Verlegenheit gesetzt hat. Die Feuerwaffen sind hier sparsam vertreten; doch ist eine reich verzierte Pistole da mit gezogenem Lauf und Radschloss aus dem Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Die Waffensammlung zu Bern ist die einzige, welche einen gedruckten Catalog besitzt. Die Todesstrafe vermittelst Enthauptung hat sich in den Schweizercantonen bis auf die letzten Jahre erhalten und ein Gegenstand, der in diesem Museum zuerst auffällt, ist eine Reihe von Scharfrichterschwertern, von denen jedes hundert Köpfe abgeschlagen hat. Es war Brauch, ein Schwert, das diese Zahl vollbracht hatte, auf die Seite zu legen. Diese Zahl hat zwar eine poetische Abrundung, ob sie aber buchstäblich zu nehmen, ist eine andere Frage.

Wir bemerken hier eine seltene Mannigfaltigkeit von Zweihänderwaffen — einen krummen Säbel mit Flammenschwertschneide. Die gewöhnlichen Zweihänderschwerter des XVI. Jahrhunderts sind in Menge vorhanden.

Die Sammlung enthält verschiedene Rüstungen, wovon eine Berchtold von Zähringen zugeschrieben wird, der im XII. Jahrhundert die Stadt Bern gründete. Es gehört aber augenscheinlich dem XV. Jahrhundert an. Verschiedene Rüstungen stammen aus dem XVI. Jahrhundert; jedoch eine, die in einer alten, hohlen Eiche gefunden wurde, mag sogar aus dem XIV. Jahrhundert herstammen. Man betrachtet sie als ein Ueberbleibsel aus der Schlacht bei Laupen.

Unter den Feuerwaffen finden wir eine Handbüchse aus dem XIV. Jahrhundert auf einem Block von Eichenholz, vortrefflich erhalten, und eine beträchtliche Zahl von frühen gezogenen Hinterladungsstücken, von denen mehrere die Anfänge der mechanischen Vorrichtungen aufweisen, welche der Gegenstand von Patenterwerbungen in neuerer Zeit gewesen sind.

So wie die Daumschrauben und Marterwerkzeuge der spanischen Armada im Tower von London aufbewahrt werden und immer noch das Gemüth patriotischer Besucher aufregen, so werden auch hier 750 Stricke gezeigt, von denen jeder am Sattelknopf eines burgundischen Reiters befestigt und, wenn etwas auf die Sage zu geben ist, zum Aufhängen eines Gefangenen bestimmt war.

Die Lieblingswaffe der Schweizer, die in allen Museen in grösster Mannigfaltigkeit der Form vorkommt, ist der Morgenstern. T. XV. 9. Er besteht gewöhnlich in einem starken, eichenen, 7 Fuss langen Schafte mit einer Verstärkung am Ende, welche ringsum mit viereckigen Nägeln und vorn mit einer langen Spitze besetzt ist. Waffen von dieser Art sind von geringem Nutzen gegen einen energischen Gegner und sehr schwach in der Vertheidigung. Ihr Werth bestand hauptsächlich in dem Austheilen zermalmender Schläge von einem höhern Standpunkte aus, wie in der Vertheidigung einer Bresche und gegen Angreifer in schwerer Rüstung, die von der Schwierigkeit, womit der Keulenschwinger seine Waffe zurückzog, keinen Nutzen ziehen konnten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat diese Waffe gleich allen langschäftigen Schlagwaffen ihre Berechtigung und ihr eigenthümliches Interesse. Sie rufen uns eine

Periode des persönlichen Kampfes und der willkürlichen Ausrüstung ins Gedächtniss, wofür keine Analogien sich finden, und desshalb sind sie beinahe die einzige Waffe, welcher in der Gegenwart keine andere entspricht. Lanze und Schwert behaupten ihren Platz, aber die Hallbarde, der Morgenstern, das Beil in all' ihren schauerlichen Gestalten sind aus der civilisirten und fast auch aus der uncivilisirten Kriegsführung verschwunden. In China allein finden wir noch lächerliche Umformungen derselben, offenbar mehr für Parade als wirklichen Gebrauch bestimmt. Die Keule und das Schlachtbeil haben sich nur noch bei der wilderen Reiterei des westlichen Asiens erhalten, aber augenfällig sind ihre Tage gezählt. — —

Der Morgenstern in seiner einfachsten Form ist vielleicht die älteste Waffe in der Welt. Die knotige Keule, die in jedem Walde zu finden war, bot sich den frühesten Menschen als fertige Angriffswaffe dar und obgleich leicht zu beschaffen, war ihre Wirkung nicht desto weniger bedeutend. Dessenhalb sehen wir in allen Theilen der Welt Völker im rohen Zustande mit der Keule bewaffnet. Die Keule an und für sich erfüllt vollständig ihre Bestimmung für den Kampf; doch bald entstand der Wunsch, die Waffe wirksamer zu machen, und irgend ein asiatischer oder polynesischer Armstrong fiel auf den Gedanken, den Kopf der Keule mit Spitzen von Metall oder Haifischzähnen, oder einem andern geeigneten Stoff zu versehen. So tritt mit Einem Mal und überall der Morgenstern auf, wenn nicht unter diesem Namen, doch der Sache nach. Bekanntlich ist die Keule die Waffe des Hercules, und wird dieselbe an mehreren Orten bei Homer und Herodot genannt. Auch erscheint sie an einer Statue zu Verona, welche für den Paladin Oliver erklärt wird. Man bemerkt sie ferner an einem wahrscheinlich aus normännischer Zeit stammenden Werke, nämlich auf einem Taufstein zu Wansford in Northamptonshire. In den Etats der Waffen des XIII. und XIV. Jahrhunderts wird der Morgenstern nicht genannt, ist aber unter den *arma minuta*, womit das Gesindel bei der Armee versehen ist, mitverstanden. Das XV. Jahrhundert liefert uns Abbildungen des Morgensterns, z. B. in der Chronik von Nürnberg und in dem Gemälde von Martin Schongauer, welches Westwood in seiner Paläographie bekannt gemacht hat. Im XVI. Jahrhundert finden wir ihn abgezeichnet in der Ehrenpforte des Kaisers Maximilian, im Tewerdank auf den Kupferstafeln bei Schrenck von Notzing und in De Vigne's *Vade-mecum du Peintre*. In Küchler's Aufzügen und Ritterspielen aufgeführt bei der Hochzeit Herzog Friederichs von Würtemberg im Jahr 1609, — ist der Morgenstern nahezu identisch mit den in Bern aufbewahrten Waffen dieser Art. In dem Inventar der Waffen im Tower von London vom Jahr 1547 werden sie oft genannt. In den alten Verzeichnissen englischen Kriegszeugs heissen sie gewöhnlich Weihwasserwedel wegen einer gewissen Aehnlichkeit mit diesem Geräthe, und so finden wir Weihwedel mit einem oder mehreren Schiessrohren am Ende. Es sind diess Morgensterne mit Läufen an der Stelle der grossen Spitze, — Waffen, die man im Tower noch sehen kann. Sir Francis Vere in seinen Commentarien spricht von Keulen, genannt „Herkuleskeulen“, mit schweren Köpfen von Holz, die auf den viereckigen Seiten mit Nägeln besetzt sind. — Zahlreiche und vortreffliche Exemplare dieser Waffe aus den Südseeländern sind in der Christiesammlung zu sehen.

## 65.

**Sturmtopf.**

An der Ostseite der alten, unter den sächsischen Kaisern erbauten Ringmauer der Stadt Zürich steht ein Thurm von auffallender Höhe, der seit ein Paar Jahrhunderten unter dem abenteuerlichen Namen Ketzerthurm bekannt ist, früher aber Kätzisthurm, oder, weil er spätern Ursprungs ist als seine Nachbarn, Neuer Thurm geheissen hat. Die Stärke seiner Dimensionen verdankt dieser Thurm dem Umstande, dass der Mauerumzug hier unmittelbar am Fusse eines steil ansteigenden Hügels hinläuft, von dem aus ein Theil der Stadt eingesehen und die Befestigungs Werke mit Geschossen aller Art beworfen werden konnten. Ausser dem Thurme musste auch die Mauer eine bedeutende Höhe und Dicke erhalten und durch einen breiten und tiefen vorliegenden Graben geschützt werden.

Der Ketzerthurm, wie er gegenwärtig noch als merkwürdiger Zeuge der Wehrhaftigkeit mittelalterlicher Festungsbauten dasteht, misst ins Quadrat  $36\frac{1}{2}$  Fuss, von der Grabensohle bis zum Dache 114 Fuss, und hat unten auf den drei Angriffsseiten eine Mauerdicke von 11 Fuss. Er ist gleich den übrigen Thürmen der Ringmauer aus zurechtgeschlagenen Findlingen mit einer Einfassung von Sandsteinquadern erbaut, in den untern Stockwerken durch Schlitze erleuchtet, oben mit Kuppelfenstern versehen

Dem Ketzerthurm war ursprünglich nicht nur die Aufgabe der Vertheidigung eines Theiles der Stadtmauer zugetheilt, er diente auch als Aufbewahrungsort von allerlei Waffenrustung, so dass bei einem Ueberfalle der Stadt von hier aus das nöthige Kriegsmaterial an die auf den Mauergängen postirten Vertheidiger abgegeben werden konnte. In dem Rathsbuche von Zürich vom Jahr 1315 (pag. 9) findet sich ein Verzeichniss der hier niedergelegten Waffen, welches also lautet:

„Man schribet allen Reten zu wissene dass uf dem Nüwen turne sint behalten

- XLIII 1..... (unleserlich)
- It. XXVII slappen und coeller.
- It. C und LXII arnbrust.
- It. XVII carst.
- It. XXVI parhennt.
- It. baner, zettenhent und slappen ettewe vil die nit gezellel sint.“

Zu diesem Waffengeräthe kamen, wie Herr A. Nüseler uns mittheilt, im Jahr 1360 noch 257 Ruder und 5 Steuerruder für die „Kriegsschiffe“ auf dem Zürchersee.

In diesem Verzeichnisse ist ohne Zweifel wegen seines geringen Werthes ein Gegenstand weggelassen, der meines Wissens unter den Vertheidigungsmitteln der Städteumfassungen nirgends angeführt und beschrieben wird, aber der Beachtung nicht unwerth ist.

Als im Jahr 1840 das etwa 20 Fuss in den Boden eindringende Verliess des Thurmes zu einem Eisbehälter bestimmt und das unterste Stockwerk vom Abraum befreit wurde, entdeckte man eine Reihe grössttentheils zerbrochener Töpfe, die längs der Mauer aufgestellt waren und von denen einige durch den damaligen Bauherrn

der Stadt in die Sammlung der antiquarischen Gesellschaft gelangten. Diese Töpfe, von denen zwei auf Taf. XVI, Fig 2 und 3 abgebildet sind, sind niedrig, weitbauchig, wie fast alles ältere mittelalterliche Geschirr, von schwärzlicher Farbe, stark gebrannt, und unterscheiden sich namentlich dadurch von andern Töpfen, dass sie eine sehr dünne Schale (3 Centimètres), eine weite Oeffnung mit scharf abgeschnittenem Rand (Fig. 3 a) und keinen Hals haben. Sie sind über ihre Mündung hinauf mit ungelöschem Kalk angefüllt und ihre Bestimmung kann nicht zweifelhaft sein. Sie wurden nämlich bei Bestürmung der Mauern dem auf den Sturmleitern andringenden Feinde auf die Köpfe geworfen. Es frägt sich nur, ob der Kalk durch vorhergehendes Zugessen von Wasser in heissen ätzenden Brei verwandelt wurde, oder ob derselbe, indem man die Töpfe zerschmetterte, als Staub die Blendung der Stürmenden zu bewirken die Bestimmung hatte.

Obwol in der Schilderung der Bestürmung von Burgen und Städten in den Chroniken siedendes Wasser, brennendes Pech etc. häufig als Abwehrmittel erwähnt werden, so finden sich doch einige Stellen, aus denen hervorgeht, dass die letztgenannte Art der Schädigung der Feinde durch diese Töpfe beabsichtigt wurde.

Die älteste uns bekannte Erwähnung dieser Sturmtöpfe findet sich in Edlibachs Chronik, welche im IV. Bande unserer „Mittheilungen“ abgedruckt ist. Diese meldet, dass während des sogenannten Zürichkrieges 1436 bis 1450 die Eidgenossen, der erfolglosen Belagerung der Stadt müde, am 25. Juli 1444 einen Sturm auf die Stadt versuchten, und erzählt dann weiter (siehe S. 62): „Da mercktend die Eidgnossen und sachend nun ouch, dass sy den Bolwercken nütz abbrechen mochtend, und stürmptend streng an die Statt und was ein gross Getön da mit us und in zu schiessen und warfend die in der Statt hinus uf die Eidgnossen mit grossen Steinen und als ich vernimm da hattend sy vil Häfen und Krüg gemacht von Herd (Erde) und die gefüllt mit Kalch und wurfend die unter die Eidgnossen, dass es ein sömliches (grosses) Gestäub ward, dass die Eidgnossen schier erstickt waren und pfuchseten wie pfiffige Hüner (sie husteten wie pippige Hühner) zu dem und einer den andern von grossem Staub nit wol sehen mocht und also tribend die Züricher die Eidgnossen mit Geschütz und anderer Gewehr von der Statt.“

Eine zweite, die Sturmtöpfe erwähnende Stelle, deren Mittheilung wir Herrn Director Harder in Schaffhausen verdanken, findet sich im Reisebericht des Philosophen und Doctors der Medicin Hieronymus von . . . . . Bürgers von Nürenberg und ist in den Beiträgen zur Schaffhauser Geschichte, Heft I, S. 41 Note, abgedruckt. Sie meldet: „dass zu dem üblen Ausgange der Bestürmung der Stadt Ceuta, welche König Alfons V, genannt der Afrikaner, genommen hatte, durch den König von Fez, die Anwendung eines von Ritter Georg von Ramseidner angeordneten Abwehrmittels den Ausschlag gegeben habe. Dieser liess nämlich halb gebrannte thönerne Töpfe mit Kalkstaub und Fussangeln füllen und in den Belagerungsthurm der Saracenen werfen, welche Wurftöpfe den Belagerern so übel mitspielten, dass sie wegen Erblindung und Verwundung die Belagerung aufgaben und sich zurückziehen mussten.“ Diese Stelle lautet im Original wie folgt: „Ramseidner Georgius autem suo ingenio amphoras ex limo semiusto faciens et eas calce pulverizata et ferreis triangulis quos Fusseisen vocant implens foras muros in medium Saracenorum turrem jecit. Excæcati autem aut vulnerati Saraceni magna damna sustulerunt.“

Noch ist mehrfach von Sturmtöpfen die Rede, in einem späteren Werke, nämlich in dem von Conrad Lavater von Zürich 1667 herausgegebenen Kriegsbüchlein, das ist „Grundliche Anleitung zum Kriegswesen“, einer Schrift, die in dem Capitel Munition die Waffen früherer Zeiten mit denjenigen seiner Zeit vermischt und als nothwendiges Kriegsmaterial Kanonen, Musketen, Armbruste, Bögen, Schlachtschwerter anführt. Unter den Vorräthen in der Besatzung werden Sturmhäfelein genannt, d. i. erdene Krüglein mit Lähmeisen (Fussangeln) und Kalk ausgefüllt, und ihre Form und Verfertigung so angegeben: „Sie werden flach, breit, aber nicht hoch gemacht, in der Mitte hohl, auch einen grossen Teller breit. Oben haben sie einen Riss, gleich den Triangeln, die füllt man mit gerädetem (gesiebtem), reinem wolgedörrttem, ungelöschem Kalk und steckt ein Lähmeisen dazwischen. Sie sind in dem Sturm gut zu brauchen: dann, wann sie unter die Feinde geworfen werden, zerfallen sie und stäubt alsdann dem Feind das Kalk in das Gesicht: und ist solcher Staub dem Gesicht und die Lähmeisen den Füssen schädlich und verhinderlich.“

Den im Kriegsbüchlein enthaltenen Angaben zu Folge haben die Sturmtöpfe, mit denen schon Ramseidner Fussangeln in Verbindung brachte, keine wesentliche Aenderung erfahren. Die einzige Vervollkommnung zeigt sich in der Anbringung eines dreischenkligen Schlitzes anstatt einer runden Mündung, eine Neuerung, die offenbar die bessere Befestigung der Fussangel auf dem Topfe zum Zwecke hatte. Töpfe von der eben angegebenen Form und der Weite eines grossen Tellers sind uns nicht vorgekommen.

Als vor drei Jahren ein Stück der Ringmauer der Stadt Zürich, gerade an der Stelle, wo im Jahr 1444 der Sturm stattgefunden hatte, entfernt und der davor liegende Abhang abgetragen wurde, fanden sich als Zeugen jenes Angriffes eine Menge zerschlagener Gefässe in der Erde, die alle die Form der oben abgebildeten Sturmtöpfe erkennen liessen.

Dr. F. KELLER.

## 66.

### Kloster Königsfelden.

Mit Beginn dieses Jahres mussten die Gebäulichkeiten der ehemaligen Nonnenabtheilung des Klosters Königsfelden der Neubaute der aargauischen Irrenanstalt wegen abgebrochen werden. So mögen denn hier noch einige Notizen über Anlage und innere Eintheilung des historisch merkwürdigen Gebäudes folgen.

Auf der Nordseite der durch die prächtigen Glasgemälde des Chores bekannten Klosterkirche zog sich parallel mit derselben ein niedriger Gebäudecomplex, dessen zwei Flügel sich gegen die Kirche ausstreckten, ohne ganz sich an dieselbe anzulehnen.

Von einem ehemaligen Kreuzgang in dem hiedurch gebildeten Viereck findet sich keine Spur. Der östliche Flügel enthielt im Erdgeschosse eine grosse Halle, wahrscheinlich das Kapitelhaus mit grossem spitzbogigem Eingang zwischen zwei masswerkgeschmückten Fenstern. Die im Saale befindlichen Malereien stellten in Lebensgrösse verschiedene Heilige (Apostel?) und Bischöfe dar, deren Legenden nicht mehr zu entziffern waren.

Das obere Stockwerk sammt dem anstossenden Theile des Hauptgebäudes diente Wohnzwecken, und es war nicht schwer, aus den im Fussboden bemerklichen Spuren sich die ehemalige Zelleneintheilung zu vergegenwärtigen.

Das Mittelgebäude, in späterer Zeit vielfach verändert und als Kornschütte u. s. w. benutzt, war höchst wahrscheinlich ebenfalls als Behausung eingerichtet, doch liess sich diess nicht mehr ermitteln.

Am meisten Interesse bot jedenfalls der Westflügel, dessen ursprüngliche Einrichtung am besten erhalten war, und der im Erdgeschosse die sogenannte Kapelle der Königin Agnes, welche jetzt noch aus einem wüsten Schutthaufen emporragt, barg, sowie im obern Geschosse den sogenannten Sibyllensaal enthielt.

Beim Besuche der „Agneszelle“ trat man zuerst in eine kleine Vorlaube, dann ins „Wohnzimmer“, von welchem linker Hand eine Thüre in die „Kapelle“ führte.

Die innere Einrichtung des Wohnzimmers bot nicht viel Bemerkenswerthes dar. Mittelgross und sehr niedrig, wurde dasselbe durch ein sehr breites, fünffaches Fenster auf der der Thüre gegenüberliegenden Seite erleuchtet. Die einfache, flache, mit Leisten versehene Holzdecke und das mit etwas Schnitzwerk verzierte Thürgericht mochten aus dem Ende des XV. Jahrhunderts stammen, und wurden wahrscheinlich Anfangs des XVI. Jahrhunderts mit allerlei, in letzter Zeit beinahe ganz erloschenen Ornamenten übermalt, wobei die Schnitzereien der Thüre theilweise weichen mussten.

Ein auf der Thüre zur Kapelle angebrachtes Gemälde zeigte zwischen grün in grau und schwarz gemaltem gothischem Laubwerk (Anfang des XVI. Jahrhunderts) einen Narren, weiss und schwarz gekleidet, mit grossen, schwarzen Schnabelschuhen. Auf dem Schriftband ist noch zu lesen: „Ist ein narrahuſ“ (prophetisch!).

Rechts vom Eingang der Stube in der Ecke stand ein halbkugelförmiger, zum Theil in eine Wandnische eingelassener Ofen, der von der Flur aus geheizt wurde, und einem kleinen Backofen ähnlich sah.

Die anstossende „Kapelle“ ist 25' lang, 7' 7" breit und besteht aus 2 gothischen Kreuzgewölben. Sie wurde jedenfalls gleichzeitig mit der Kirche im XIV. Jahrhundert erbaut; die Schlusssteine zeigen reiche Pflanzenornamente, ähnlich denen des Chors. An der einen Längenwand befinden sich zwei tiefe (3' 4½"), mit Stichbogen überspannte Nischen, in deren westlicher sich der sogenannte Geldkasten der Königin Agnes befindet.

Das Gemach wird von 2 kleinen, viereckigen Fenstern erleuchtet, die vergittert und mit eisernen Fensterläden versehen sind. Auch die innere Thüre der Kapelle ist eisern, mit dicken eisernen Stäben verstärkt.

Die Wände sind ganz überdeckt mit Malereien älterer und neuerer Zeit, z. B. finden sich in einer der Nischen die Wappen verschiedener bernischer Hofmeister.

Wichtiger sind 27 knieende Ritterfiguren, die oben an den Wänden angebracht sind. Laut der Unterschriften sind es die bei Sempach erschlagenen:

- 1) Hr. Brunn mill. 1384.
- 2) Hr. Egloff von Emptz.
- 3) Hr. Hartmann von Sechen.
- 4) Hr. Uolrich von Emptz.
- 5) Hr. Albrecht v. d. Hohen Rechberg.
- 6) Hr. Gottfried Müller.

- 7) Hr. Albrech von Mulinen.  
 8) Hr. Heinrich von Schellenberg.  
 9) Hr. Hemman der Gull.  
 10) Hr. Ott der Barzeller.  
 11) Hr. Walther von }  
 12) } alle 5 haben gleiches Wappen.  
 13)  
 14)  
 15)  
 16) . . . . . Kuchemeister.  
 17) Hr. Frantz von Kastelnot.  
 18) Hr. Christoff Gotsch.  
 19) Hr. Fridrich Tarant.  
 20) Hr. Nielaus Götling.  
 21) Hr. Heinrich Kal.  
 22) Hr. Conrad von . . . eme.  
 23) Hr. Heiltprand von Wissenbach.  
 24) Hr. Peter von Schlandersprg.  
 25) Hr. Wilhelm von Ende.  
 26) Hr. Peter von Aarberg.  
 27) Hr. Friederich von Grinels.

Die Malerei röhrt jedenfalls aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts her; die Tracht ist diejenige der ersten Hälfte des XV., aber vielfach mit Unverstand aufgefasst, was darauf hindeutet, dass wir es mit Copien älterer Fresken zu thun haben, die, nach einigen Spuren zu schliessen, die Wände des Kirchenchores schmückten und später durch äusserst geringe Oelcopien des XVIII. Jahrhunderts ersetzt wurden.

Bemerkenswerth sind die kleinen Abzeichen, die verschiedenen Rittern beigegeben sind (1 und 9 ist ein Krönchen; 2, 4 und 8 ein Fisch; 3, 6 und 7 (Zürcher und Aargauer) ein weisser Vogel; 5 (Rechberg) ein Rüde beigefügt) und die sich wohl auf gewisse ritterliche Verbindungen beziehen, wie auch das hinten über den Rücken aller Ritter hinabhängende Band, das Abzeichen der Ritter vom Zopfe.

Frägt man nun, wozu die eben beschriebenen zwei Gemächer dienten, so ist vor Allem jede nähere Beziehung zur Königin Agnes ausgeschlossen, da bekanntlich, wie sie selbst verfügte, ihre Zelle nach ihrem Tode abgebrochen wurde. Eine Kapelle ist das Gewölbe ebenfalls schwerlich gewesen, hingegen ist es nicht unwahrscheinlich, dass dasselbe als Schatzkammer und Archiv benutzt worden ist. Die eisenbeschlagenen Fensterläden und Thür, der sogenannte Agneskasten, sowie die beiden Wandnischen geben dieser Vermuthung Nachdruck. Das daneben gelegene Zimmer mag dem Klosterschaffner als Wohnung gedient haben.

Ueber der „Agneszelle“ befand sich der „Sibyllensaal“, so genannt wegen der an den Wänden zwischen den Fenstern angebrachten Fresken, welche diese heidnisch-christlichen Seherinnen veranschaulichten. Die übrigen Wände waren mit Blumenornamenten, ein anstossendes Zimmer mit Rosen ausgemalt.

Am Sturz des grossen Kamins findet sich die Zahl 1507 eingehauen, aus welchem Jahre wohl die malerische Ausstattung des Saales und der Agneszelle datirt. Wir

sehen daraus, dass noch in den letzten Jahren vor der Reformation ziemliche Bau-thätigkeit im Kloster herrschte, was auch anderwärts, z. B. beim Fraumünster in Zürich bemerklich ist, und mit der damals gewaltig um sich greifenden und auch in die Klöster eingedrungenen Prachtliebe und Ueppigkeit zusammenhängt.

Schliesslich noch die Bemerkung, dass beim Abbruch dieser Gebäude Massen römischer Legionsziegel im Gemäuer zum Vorschein kamen, wodurch die Angabe der Chronisten bestätigt wird, es sei das Kloster Königsfelden beinahe ganz aus Trümmern von Vindonissa erbaut worden.

H. ZELLER.

## 67.

### Pagus Tigorinus.

(Aus einem Briefe des Herrn Prof. Bursian in Jena an die Redaction, 17. März 1870.)

Vielleicht erinnern Sie sich, dass wir bei Gelegenheit der Wiederauffindung der Klotener Dedicationsinschrift für den Genius pagi Tigorini gesprächsweise die Frage erörterten, ob der mit gleicher Inschrift versehene Stein von Münchweiler<sup>1)</sup> (Mommsen Inscr. helv. No. 159) unweit Avenches ein genügender Beweis für die Zugehörigkeit dieser Oertlichkeit (Kloten im Canton Zürich) zum pagus Tigorinus sei, dass ich dabei diese Frage verneinte und die Vermuthung äusserte, ein in einem andern Gau wohnhafter Angehöriger des pagus Tigorinus habe dem Genius seines Heimatgaues in der Fremde ein Heiligthum errichtet. Kürzlich habe ich, wie mir scheint, ein schlagendes Analogon für diese meine Vermuthung gefunden: ein in den Ruinen des Theaters zu Philippeville (der antiken Colonia Veneria Rusieade) in Africa entdecktes Basrelief mit der Inschrift:

GEN(io) COL(oniæ) PVT(eolanorum) AVG(usto) SAC(rum).

(S. Clarac, Musée de sculpture, T. II, 1315; Inscriptions pl. 85, 105; Renier, Inscriptions de l'Algérie n. 2182; Mémoires des Antiquaires de France, T. 24, 185; Fröhner, Notice de la sculpture antique du musée Impérial du Louvre, vol. I, pag. 429: offenbar ein Weihgeschenk eines in Rusicade niedergelassenen Bürgers von Puteoli an den Genius seiner Heimatgemeinde.)

<sup>1)</sup>	Münchweiler.	Kloten.
	GENIO	GENIO
	PAG. TIGOR	PAG. TIGOR. P. GRAC
	P. GRACCIVS	CIVS PATERNVS
	PATERNVS	
	T. P. I.	/ / / / /
	SCRIBONIA	
	LVCANA	SCRIBONIA LVCANA
	H. F. C.	V. (uxor) FEC.

## 68.

**Aventicum.**

Schon früher und kürzlich wieder in der in unsrern Mittheilungen, Bd. XVI, erschienenen Beschreibung der helvetischen Hauptstadt Aventicum wurde die Frage aufgeworfen, was der Grund sein möge, dass entgegen der normalen Anlage der Festungsthürme diejenigen in der Stadtmauer von Aventicum nicht nach Aussen über die Mauer heraustreten. „In der Regel erheben sich nämlich die Thürme ein Stockwerk über den Wallgang und haben auf jeder Seite eine Thüre, die sich nach dem Wallgang öffnet. Sie treten bald viereckig, bald halbkreisförmig über die Linie der Umfassungsmauer heraus und gestatten den Vertheidigern, von der Plattform aus die Seitenflächen der Mauer vermittelst Geschossen zu bestreichen.“

„Der Grundplan der Thürme von Aventicum,“ sagt unsere Beschreibung, „ist ein Halbkreis, oder genauer gesprochen, ein durch Tangenten verlängertes Kreissegment, dessen Rundung nach dem Innern der Stadt gerichtet ist, während es an der Aussenseite durch die Mauerlinie geradlinig abgeschlossen wird. Dass auch die übrigen Thürme, abgesehen von den zum Schutz der Thore bestimmten, die gleiche Grundform und die gleiche Richtung nach Innen hatten, ist mit Sicherheit anzunehmen, weil an allen denen, welche auf fröhren Plänen als noch theilweise erhalten verzeichnet sind, sowie bei denen, deren Fundamente bei neuern Ausgrabungen aufgefunden, aber wieder verschüttet oder durch Nivellirung des Bodens unkenntlich gemacht worden sind, dieselbe von dem sonstigen System des römischen Städtebaues abweichende Erscheinung beobachtet worden ist, eine Abweichung, die man vielleicht daraus erklären kann, dass bei der Anlage dieser Thürme weniger der Gesichtspunkt der Vertheidigung gegen einen Angriff von Aussen als der, zahlreiche Zufluchtsstätten zu haben, in welchen man gegen einen bereits in die Stadt eingedrungenen Feind sich halten könne, ins Auge gefasst worden ist. Möglich, dass auch die Beschaffenheit des Terrains an der Nordseite, wo an mehreren Stellen der Sumpf bis fast unmittelbar an die Mauer heranreicht, oder die Absicht, den innern Raum der Thürme als eine Art von Casernen zu Wohnungen für die Besatzung zu benutzen, auf die Richtung derselben von Einfluss gewesen ist.“

Um wo möglich den Grund dieser auffallenden Erscheinung in der Anlage der Thürme von Aventicum zu ermitteln, haben wir mehrere Kenner römischer Militär-Architectur um ihre Ansicht befragen lassen. Durch Herrn Nicard, Secretär der Société des Antiquaires de France, wurde diess in einer Sitzung dieses Vereins, welcher unter Anderm bedeutende Autoritäten in diesem Fache, der General Creuly und Herr Alex. Bertrand beiwohnten, zur Sprache gebracht. Die Antwort lautete kurz: „Les tours d'Aventicum n'ont rien d'anormal, il existe un grand nombre de tours semblables, en quelque sorte rasées à l'extérieur et concaves à l'intérieur, notamment à Lambessa en Afrique. Les tours en question ne servaient ordinairement que d'escaliers.“

Ferner verdanken wir Herrn Baron v. Rauch in Berlin die Mittheilung, dass die 28 Thürme an dem Römerkastell zu Wiesbaden, wie es vor seiner Verschüttung am Ende der Zwanziger Jahre zu sehen war, sämmtlich nicht nach Aussen, sondern

nach Innen über die Mauer hervortraten und dass auch die Thürme anderer römischer Kastelle am Rhein in gleicher Weise construirt gewesen seien.

Fassen wir den geringen innern Flächenraum der Thürme von Aventicum, der nicht mehr als circa 185  $\square'$  beträgt, also höchstens ein Paar Duzend Mann zu fassen vermag, ins Auge, so findet die anscheinende Abnormität darin ihre Erklärung, dass die Thürme vornehmlich als Treppenhäuser, wohl auch als Stützpunkte der Mauer gedient haben.

## 69.

**Entdeckung römischer Ansiedelungen.****Mammern** (Thurgau).

Oestlich von der sogenannten Burg bei Stein (Ganodurum) liegt am Ausflusse des Rheins das Dorf Eschenz (Exientia) (s. Statistik d. röm. Ansiedl., Bd. XV. 75 d. Mitth.), wo Reste römischer Wohnungen vorhanden sind. Eine halbe Stunde weiter östlich am See in dem Dorfe Mammern und bei der 20 Minuten davon entfernten Daubenmühle hat Herr Schenk, Gärtner in Mammern, Spuren römischer Wohnhäuser, nämlich Dachziegel, Geschirr etc. gefunden. Bei der Daubenmühle finden sich die eben genannten Dinge unmittelbar westlich vom Hause zwischen der alten Landstrasse und dem Seeufer, allein Gemäuer ist noch nicht zum Vorschein gekommen.

**Hombrechtikon** (Zürich).

Laut verdankenswerther Mittheilung des Hrn. Pfarrer Schuster in Hombrechtikon finden sich zwischen den Häusern Sonnenberg und Hasenweid, hart an den Reben und nahe beim Hölzchen, in dem Strassenbord des Güterfahrweges zwischen den genannten Höfen römische Dachziegel und eine Mauer von 8 Fuss Dicke, deren Länge und Bestimmung noch nicht ermittelt ist.

**St. Prex** (Vaud). — **Uttigen** (Bern).

Zu St. Prex (s. Protasius), einem früheren Städtchen zwischen Morges und Rolle, ist ganz nahe bei der Eisenbahnstation landeinwärts auf einer Besitzung des letzten Syndic dieses Ortes römisches Ziegelwerk mit den Zeichen VFLVCCVF nebst Resten einer Brunnenfassung gefunden worden.

Wichtiger ist, was seewärts bei der Kirche in den Fundamenten eines von demselben Syndic neugebauten Hauses neben mehreren Gerippen zum Vorschein kam, nämlich eine eiserne Lanzenspitze, ein Thongefäß der rohesten Art, ein vier Zoll hoher, cylinderförmiger Becher aus Serpentin (Lapis ollaris).

Ich füge noch bei, dass zu Uttigen bei Thun auf einer Besitzung des Herrn Fürsprech Bischof, „Heidenbühl“ genannt, ein hakenartiges Instrument von Eisen und ein Fragment eines römischen Ziegels mit der Inschrift AFC entdeckt wurde.

Dr. E. v. MURALT.

# ANZEIGER

für

## Schweizerische Alterthumskunde. INDICATEUR D'ANTIQUITÉS SUISSES.

N° 4.

ZÜRICH.

DECEMBER 1870.

INHALT: 70. Des porte-monnaies lacustres de l'âge du bronze, par E. Desor. S. 487. — 71. Ueber die Grabhügelbestattung in der Schweiz, von Dr. F. Keller. S. 489. — 72. Fund römischer Alterthümer in Oensingen, von J. Amiet, Advoc. S. 497. — 73. Satyrkopf, gefunden unweit Lausanne, von Dr. F. Keller und Prof. Benndorf. S. 498. — 74. Antiker Satyrkopf aus Salodurum, von J. Amiet, Advoc. S. 499. — 75. Antike Gemmen, von J. Amiet, Advoc. S. 500. — 76. Culturhistorische Miscellen, von M. v. K. S. 502. — Sechundzwanzigster Jahresbericht über die Verrichtungen der Antiquarischen Gesellschaft (der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer) in Zürich. Vom 1. Decbr. 1869 bis 30. Novbr. 1870. S. 504.

70.

### Des porte-monnaies lacustres de l'âge du bronze.

Il y a longtemps que l'on recueille des anneaux en bronze dans les différentes palafittes de nos lacs. Dans l'origine, on ne leur a pas attribué une bien grande importance. L'anneau s'adapte de sa nature à tant d'usages, qu'il n'y a rien de surprenant qu'on en ait fabriqué de divers calibres, du jour où l'on a connu l'art de travailler le métal.

Cependant à mesure que les collections se complétaient, les petits anneaux se montrèrent toujours plus nombreux, tandis que les anneaux de grande dimension, qui étaient susceptibles d'avoir servi à toutes sortes d'usages, tels que boucles de ceinture, anneaux de suspension, bracelets, etc., étaient relativement rares. On fut ainsi naturellement conduit à se demander quelle pouvait avoir été la destination de tant de petits anneaux. Ce ne pouvait être des bagues; car dans ce cas ils auraient été plats, tandis que comprimés, comme ils le sont, ils ne se qualifient pas du tout pour cet usage; l'on ne manquerait pas de se blesser les doigts, si l'on voulait les porter comme des alliances. En fait, ils ressemblent à s'y méprendre à des anneaux de rideau; la coupe est un losange parfait . Ce qui les rend encore plus énigmatiques, c'est que le bord extérieur est souvent crénelé, à l'instar du cordon que l'on applique à certaines de nos monnaies. C'est à ce détail que se rattache probablement la première idée d'envisager ces singuliers anneaux comme des monnaies rudimentaires, idée que j'ai du reste exprimée avec la plus grande réserve au début de mes études (voyez Palafittes fig. 68 et 69). Petit à petit cette idée gagna du terrain, à mesure que les différentes stations étaient l'objet d'explorations plus suivies.

Un jour mon pêcheur Benz Kopp m'apporta de la palafitte d'Auvernier toute une collection de ces anneaux. Il y en avait plusieurs centaines qu'il avait retirés de la même place, en trois ou quatre coups de drague, tandis que son frère, qui péchait pour M. le Colonel Schwab, en avait recueilli à peu près autant. Ils étaient à peu près tous de même taille (18 à 20 millimètres de diamètre), également à coupe losangée, non crénelée, mais soigneusement façonnée au bord extérieur, tandis que le bord intérieur était tranchant, inégal et présentait fréquemment des bavures. J'en conclus qu'il s'agissait probablement d'une provision ou réserve de monnaies, qui n'avait pas encore été mise en circulation.

Ce n'était cependant là encore que des présomptions qui pouvaient prêter facilement à la critique, lorsque dans le courant de cette année une découverte inattendue vint en aide à l'hypothèse monétaire. M. le notaire Otz découvrit dans la palafitte de Cortaillod un certain nombre de ces mêmes anneaux en bronze, tous de même dimension, assemblés dans un autre anneau d'aspect différent. Ce dernier, plus petit que les autres, n'est pas en bronze, mais en étain; il n'est pas entier, mais présente une solution de continuité, qui permet de l'ouvrir et de le fermer facilement par l'effet de la malléabilité du métal; en sorte que pour enlever ou ajouter un anneau, il suffit d'un très-petit écartement. Il est évident, pour peu qu'il s'agisse réellement de monnaie, que nous avons ici à faire à un véritable porte-monnaie, le porte-monnaie lacustre.

Cette découverte ne devait cependant pas rester isolée. Peu de mois après M. Otz, Benz Kopp découvrit dans la palafitte d'Auvernier, au milieu de la station de bronze, un porte-monnaie tout à fait semblable, dont nous donnons ici le dessin (Pl. XVIII fig. 8). Il se compose de sept anneaux à peu près d'égale grandeur (20 millim. de diamètre), plus deux anneaux un peu plus petits, également ouverts. Ces derniers sont évidemment les boucles; seulement, au lieu d'être en étain, comme dans l'échantillon de M. Otz, ils sont en bronze, s'ouvrant par conséquent, non plus par l'effet de la malléabilité, mais simplement par l'élasticité du métal.<sup>1)</sup> Il est évident que celui de M. Otz était préférable pour l'usage; mais si l'on considère combien l'étain natif était rare (on n'en possède qu'une seule petite barre qui est au musée de Fribourg), on conçoit qu'il n'y ait pas eu des porte-monnaies avec boucle en étain pour tout le monde. Ajoutons encore que les anneaux de ce dernier porte-monnaie ne sont pas crénélés, non plus que dans celui de M. Otz, en sorte que les crénelures ne sont pas un critérium. Il est probable que tous ces anneaux sont de fabrication indigène, puisqu'on possède (dans la collection Schwab) des moules en terre cuite et en pierre qui ont servi à leur fabrication.

Dirons-nous maintenant que tous les anneaux lacustres d'une certaine forme et d'une certaine dimension devaient nécessairement être de la monnaie? Nullement. Nous avons vu à plusieurs reprises de ces anneaux suspendus à des espèces de styles ou poinçons dont l'extrémité est simplement enroulée (Palaf. fig. 58), et dont nous n'avons pas pu jusqu'ici deviner l'usage. Ailleurs, nous trouvons des anneaux tout à fait semblables, enchâssés librement dans les branches de pendeloques, que l'on recherchait peut-être à raison du bruit que ces anneaux faisaient.

<sup>1)</sup> M. de Bonstetten en a décrit un tout à fait semblable, de dix anneaux assemblés dans un onzième qui est ouvert et dont l'une des branches est plus mince que l'autre et finit en pointe, comme dans les boucles d'oreilles. Voyez Revue archéol. Nouv. sér. Tom. VII, p. 44, 1870.

Enfin, nous sommes parfaitement de l'avis de M. de Bonstetten, que l'on aurait tort d'attribuer un usage exclusif à ces anneaux-monnaies. Si aujourd'hui les Almées de l'Orient se parent des pièces de monnaies que la générosité de leurs adorateurs leur sacrifie, si même les dames de certains pays d'Europe, les Serbes, les Bosniennes, les Valaques tressent des sequins dans leurs cheveux, à plus forte raison devons-nous supposer qu'aux premières époques de la connaissance du métal, les mêmes pièces ont pu servir comme objet de parure et comme monnaie. Plusieurs de nos amis conservent des pièces de monnaie, que leurs ancêtres ont portées en guise de boutons. Et peut-être trouverait-on encore à l'heure qu'il est des districts de l'Allemagne où cet usage s'est conservé.<sup>1)</sup>

Il n'y aurait rien d'impossible non plus à ce que nos porte-monnaies lacustres eussent servi occasionnellement de pendants d'oreilles, comme semble le supposer M. de Bonstetten. Mais nous ne saurions admettre que ce fut leur usage exclusif, ni même essentiel, car dans ce cas, on ne concevrait pas qu'ils fussent aussi nombreux, ni surtout qu'ils fussent aussi rarement réunis en pendeloques, tandis que du moment que c'étaient des pièces de monnaie, on conçoit que la grande masse soit restée isolée et qu'on ne les ait placés dans le boucle qu'au fur et à mesure des besoins.

Il n'est sans doute pas besoin de rappeler dans cette „Revue“ que l'habitude d'employer des anneaux en guise de monnaie n'est pas un fait isolé, puisque, selon César, les anciens Bretons se servaient d'anneaux en fer à cet usage, et que, comme le rappelle M. de Bonstetten, les monuments de l'ancienne Egypte nous représentent des marchés où l'on pèse des anneaux d'or et d'argent. Il était naturel en effet que la monnaie fut pesée, aussi longtemps qu'elle ne portait pas d'effigie. Cet usage devait cesser du moment qu'elle reçut un signe qui lui assignait sa valeur. Il est même permis de croire que c'est pour mieux appliquer ce signe que l'on a remplacé la forme annulaire par le disque, bien que l'anneau fut plus portatif. E. DESOR.

## 71.

### **Ueber die Grabhügelbestattung in der Schweiz.**

Die ersten Todtenhügel, welche in der Schweiz als solche erkannt und im Interesse historischer Forschung geöffnet wurden, sind die fünf Grabdenkmale im sogenannten Burghölzli unweit Zürich, welche unser Verein im Mai 1832 untersucht und im ersten Hefte des ersten Bandes unserer Mittheilungen beschrieben hat. Die öffentliche Besprechung dieser Grabstätten rief sofort die Entdeckung ähnlicher Monamente in verschiedenen Theilen unseres Landes hervor, so dass nach Verlauf von wenigen Jahren im zweiten Bande unserer Mittheilungen eine Abhandlung be-titelt „Allgemeine Bemerkungen über die Heidengräber in der Schweiz“ erscheinen konnte, welche das Ergebniss zahlreicher, dem grössten Theile nach, von unserm Vereine veranstalteter Aufdeckungen von Begräbnissen und ein Gesammtbild der Form und des Inhaltes derselben bekannt macht. Seit jener Zeit ist die Erforschung der Grabstätten aus vor- und nachchristlicher Zeit in den Ländern diesseits der Alpen

<sup>1)</sup> Ganz gewiss. Nur eine Viertelstunde Aufenthalt an einem Sonntage auf dem Perron des Bahnhofes in Augsburg z. B. bringt Beweise zu Dutzenden. M. v. K.

zu einem besondern Zweige der Alterthumskunde geworden, und es ist den vereinten Bemühungen französischer, englischer und deutscher Alterthumsfreunde, in der Schweiz der Thätigkeit des Herrn Baron von Bonstetten und unsers Vereins, gelungen, die Gräber der Vorzeit in gewisse Classen zu bringen und durch Vergleichung ihrer Construction und ihres Inhaltes das Alter derselben und die Nationalität der Erbauer zu ermitteln.

Die nachfolgenden Blätter sind bestimmt, eine einzelne in unserm Lande ziemlich stark vertretene Classe von Bestattungen, die der Grabhügel, näher zu beleuchten und an einigen Beispielen zu zeigen, dass sie in Ermangelung schriftlicher Aufzeichnung aus früherer Zeit, ein wichtiges Moment bilden, durch das wir einen Einblick in die Sitten und Gebräuche, die Industrie und Kunstfertigkeit der frühesten Bevölkerung unseres Landes und interessante Thatsachen für die Culturgeschichte im Allgemeinen gewinnen können.

Dolmen d. i. über einander gelegte Felsblöcke, unter denen unverbrannte Leichname bestattet sind, und die ursprünglich in der Regel von einem konischen Erdhügel bedeckt waren, giebt es keine in der Schweiz.<sup>1)</sup> Die ältesten Gräber unsers Landes sind unstreitig diejenigen, in welchen neben Resten eines unverbrannten Leichnams Steingeräthe zum Vorschein kommen (s. Anzeiger f. schweiz. Gesch. u. Alterth. 1855 S. 11). Auf sie folgen die Gräber, die bald einen verbrannten, bald einen unverbrannten Körper, aber bronzen Waffen und Schmucksachen in sich schliessen. Zu dieser Classe gehört z. B. ein im J. 1846 zu Mühlheim (Thurgau) geöffnetes Grab, das aus einer Einfassung von mehreren Stücken Tuf und einer Sandsteinplatte als Deckel bestand und unverbranntes Gebein nebst Bronzegeräthe enthielt, ferner Gräber mit ähnlichem Inhalte, die zu Eschenz (Thurgau), zu Ober-Stammheim, Wallisellen, Stirzenthal bei Egg, Neftenbach (Ctn. Zürich) u. s. w. aufgedeckt wurden. Gräber dieser Art, die im Ganzen in der Schweiz nur sparsam auftreten, sind nicht tief in den Boden versenkt, verrathen sich weder durch Erdaufwurf noch durch andere Merkmale, und unterscheiden sich, da mitunter neben Geräthen aus Bronze auch solche aus Stein vorkommen, chronologisch wenig, ethnographisch gar nicht von einander. Das Bronzegeräthe — Eisen kommt nicht vor — besteht in Schwertern, Dolchen, Lanzenspitzen, Messern, grossen, oft übermässig grossen Gewandnadeln, schweren Ringen (Handgelenkringen), Zierrathen aus spiralförmig gewundenen Drähten oder Stäben u. dgl. Alle diese Dinge sind durch Guss entstanden, haben ein eigenthümliches Gepräge, wodurch sie sich von dem Bronzegeräthe späterer Zeit unterscheiden, und tragen den Charakter des Massigen und Plumpen an sich. Die Schmucksachen sind zwar ohne Ausnahme sauber vollendet und mit einfachen Ornamenten versehen, aber es mangelt ihnen die Geschmeidigkeit

<sup>1)</sup> Es ist hier der Ort zu bemerken, dass wir Herrn Baron von Bonstetten's Vermuthung (Essai sur les Dolmens pag. 48 note), die in unsrem dritten Bericht über Pfahlbauten Taf. VI und im Schweiz. Anzeiger Jahrg. 1858 Heft 4 Taf. 4 abgebildeten Steinblöcke zu Hermatswil (Zürich) möchten keine Dolmen gewesen sein, für begründet halten. Beim Ausheben dieser vielleicht durch Menschenhand aufgerichteten Steine kam, wie wir seither erfahren haben, weder ein Begräbniss noch irgend etwas Aussergewöhnliches zum Vorschein, und es ist wahrscheinlich, dass der Stein, den man als die herabgeworfene Deckplatte betrachtete, neben den andern aufrecht gestanden hatte. Das vermeintliche Denkmal zu Bisikon hat sich als eine Blockablagerung an einem Moraine Hügel erwiesen.

und Zierlichkeit der Producte der Bronzeindustrie, welche die sogenannte Eisenperiode uns überliefert hat. Sämmtliche Stein- und Bronzedinge dieser ältesten Gräber, sowie die neben ihnen vorkommenden Thongefässe stimmen in Absicht auf Form und Verzierung in dem Grade mit den entsprechenden Gegenständen der späteren Pfahlbauten überein, dass man kaum daran zweifeln kann, die in jenen Gräbern Bestatteten und die Bewohner der Pfahlbauten seien Eines Stammes gewesen.

**Grabhügel.** Eine andere Form der Bestattung erscheint in den Grabhügeln, deren Aussehn und innere Anlage wir in Bd. III unserer Mittheilungen ausführlich beschrieben haben. Sie weicht von der vorigen in einem so bedeutenden Grade ab, dass man eine solche Aenderung in der Art der Todtenbeisetzung nur durch einen Wechsel der Bevölkerung oder, was richtiger sein mag, durch allmälig eingetretene Umwandlung der religiösen Anschauungen erklären kann. Der Hauptcharakter derselben besteht darin, dass der Leichnam entweder unverändert oder zu Asche verbrannt und in diesem Falle in einer Urne verwahrt, gewöhnlich auf dem natürlichen Boden, seltener in einer Grube ruht, häufig von einem rohen Gewölbe aus Feldsteinen geschützt ist, über welchem sich ein aus Erde und Steinen, in steinigen Gegenden ganz aus Steinen, errichteter 3—30' hoher Hügel erhebt. Oftmals deckt derselbe Hügel mehrere Leichname und zwar verbrannte und unverbrannte neben einander. Man findet in diesen Hügeln keine Waffen aus Stein, und obwohl viel Bronzegeräthe darin angetroffen wird, so gehört doch keiner von ihnen in die eigentliche Bronzezeit, da auch Eisen in ihnen reichlich vorhanden ist. Die Vollendung der Schmucksachen aus Bronze, z. B. der Armringe, Gürtelbleche, Heftnadeln, vor allem aber der Kochkessel weist auf eine sehr vorgeschriftene Technik hin, wogegen die in der Regel in Mehrzahl in jedem Hügel niedergelegten Thongefässe von einem geringen Grad von Kunst zeugen und häufig mit der Töpferarbeit der späteren Pfahlbauten völlig übereinstimmen.

Die Grabhügel — eine Bestattungsweise, die gleich den früher angeführten Beerdigungsarten nur reichen und vornehmen Personen zu Theil wurde — finden sich vereinzelt auf dem Rücken und an den Abhängen von Hügeln, aber auch in der Ebene, sogar in feuchten Niederungen, ohne Zweifel immer in der Nähe der Wohnungen der in ihnen ruhenden Todten. Sie stehen nicht selten ohne bestimmte Anordnung in Gruppen von 3—40 Hügeln beisammen.

Was die Vertheilung dieser Denkmäler im Allgemeinen betrifft, so bildet die damit besetzte Länderstrecke einen breiten Gürtel, der das südliche Deutschland, die ebene Schweiz mit den Rheingegenden bis zum untern Elsass und das östliche Mittelfrankreich einschliesst. Nach den von Herrn Alex. Bertrand (*Revue archéol.* Bd. VIII. 1863) mitgetheilten statistischen Angaben sind in den Departements Côte d'or, Vosges, Rhin (Haut et Bas), Doubs, Jura und Ain über hundert und vierzig tausend Hügel gezählt worden, die in der Richtung von Hagenau am Rheine den westlichen Abhängen des Jura entlang sich erstrecken und von dieser Linie nur zwei Aussprünge machen, nämlich bei den Vogesen und im Departement der Côte d'or. Auffallend ist es, dass diese Grabhügel, mit denen ein Theil des celtischen Galliens, wie die Länder der Helvetier, Rauraker, Sequaner und diejenigen der mit den ersten zur Zeit ihres Auszuges verbundenen östlich vom Rheine wohnenden

Tulinger, Latobrigen und Bojer stark besetzt sind, im Herzen der Celtica, im Gebiete der Aeduer, Bituriger, Arverner, Lingonen, Senonen und Cenomanen nur ganz vereinzelt oder in anderer Form auftreten, so dass, wer bei Bestimmung der Nationalitäten auf die Form der Todtenbestattung ein grosses Gewicht legt, zu der Annahme geleitet wird, es habe in den Gebräuchen der westlichen und östlichen Celten eine gewisse Verschiedenheit bestanden.

Obgleich jedes Jahr die Entdeckung neuer Denkmäler dieser Art zur Kunde bringt, und mit Bestimmtheit angenommen werden darf, dass eine Menge derselben noch nicht beachtet worden sei, so können wir doch auf Grund der bisher gemachten Beobachtungen mit ziemlicher Sicherheit angeben, in welchen Theilen unsers Landes Grabhügel anzutreffen sind und in welchen sie mangeln. Die Einwendung, dass im Laufe der letzten zwei Jahrtausende eine bedeutende Zahl derselben durch Abtragung und nachherige Verebnung des Bodens völlig verschwunden sei, und dass man nicht behaupten dürfe, sie seien da nicht vorhanden gewesen, wo man sie jetzt nicht findet, hat zwar ihre volle Berechtigung; allein wenn in ganzen Complexen von Thälern auch nicht eine Spur von Grabhügeln bemerkt wird oder wurde, und wenn zudem dieser Landstrich nachweislich von einem andern Stamme besetzt war, so dürfen wir als ausgemacht betrachten, dass hier andere Bestattungsgebräuche geherrscht haben.

Mit Rücksicht auf den östlichen Theil der Schweiz ist zu bemerken, dass die in römischer Zeit zu Rätien gezählten Thäler ganz dieser Denkmäler entbehren, da nur am Rande dieses Gebietes ein paar Grabhügel stehen. Zieht man nach Ptolemæus Angabe eine Linie vom Adula (den Gebirgsstöcken östlich vom St. Gotthard) nach den Donauquellen, so sind bis jetzt auf der östlichen oder rätischen Seite dieser Grenzscheide nur an zwei Punkten, nämlich auf der Anhöhe eine halbe Stunde südlich von Kreuzlingen bei Konstanz<sup>1)</sup>, ferner zwei Stunden südlich von dieser Stadt auf einem Hügel beim Schlosse Altenklingen unweit Märstetten (Thurgau), Grabhügel entdeckt worden, von denen die letztern aus der ersten Zeit der Besitznahme des Landes durch die Alemannen herstammen.<sup>2)</sup> — In Graubünden ist weder im Hauptthale des Rheins und dessen Seitenthälern, noch im Innthale (Engadin) je ein Grabhügel bemerkt worden. Ebenso ist der Canton St. Gallen mit Einschluss des Cantons Appenzell ganz leer an diesen Monumenten. Die vor etwa 900 Jahren im Canton St. Gallen aufgefundenen schweren Heftnadeln, goldenen Armpangen etc. röhren aus einem Grabe der Bronzezeit oder aus römischer Zeit her.<sup>3)</sup> — Ganz ohne Grabhügel sind mithin auch der östliche Theil des Cantons Thurgau und der Canton Glarus. Oestlich von der angegebenen Grenzlinie, also auf gallischem Boden, sind die äussersten Vorposten nach Osten die Hügel bei Pfäffikon (Zürich) und der hohe Hügel „Kessibühl“ genannt bei Stäfa im Canton Zürich. Dieser Canton ist ziemlich gleichmässig mit Grabhügeln besetzt, deren Zahl ein halbes Hundert übersteigt; doch ist zu bemerken, dass der westlich vom See

<sup>1)</sup> Siehe Mittheil. Bd. III. Abtheil. II. S. 22.

<sup>2)</sup> Mittheil. Bd. III. Abth. II. S. 25.

<sup>3)</sup> Siehe v. Arx, Gesch. des Cantons St. Gallen I, p. 7, Note. „Et cum gravis ponderis fibulas, aureas armillas quoque et cetera antiquati operis ornamenta ipsi ibi viderimus casu inventa.“ Notker et Rapert in MS. sec. XV.

und dem Limmatflusse gelegene Theil kein einziges Denkmal aufweist. Die innere Schweiz, nämlich die Gebirgscantone Uri, Schwyz und Unterwalden mit Luzern und Zug besitzen keine Grabhügel. In den Cantonen Aargau, Solothurn und Basel dagegen ist ihre Zahl nicht gering, und es befindet sich in dem ersten der genannten Cantone, in dem Walde oberhalb Lunkhofen bei Bremgarten an der Reuss die einzige grössere aus 40 Hügeln bestehende Gruppe in der Schweiz. Im flachern nördlichen Theil des Cantons Bern, namentlich in der Nähe des Bielersee's, ist eine beträchtliche Menge von Grabhügeln entdeckt und ausgegraben worden; dagegen besitzt der einst zum Bisthum Basel gehörige bernersche Jura und die ebenfalls gebirgige südliche Hälfte des Cantons Freiburg keine Grabhügel. In Neuenburg sind bis jetzt nur ein paar solcher Denkmäler beachtet und untersucht worden, auch im Canton Waadt ist ihre Zahl auffallend gering. In Wallis sind alte Gräber, besonders an dem südlichen Abhange des Gebirgs auf der rechten Seite der Rhone, keineswegs selten,<sup>1)</sup> aber Grabhügel hat man in diesem Lande, sowie im Tessin noch nicht angetroffen.

Aus dieser, wenn auch nur flüchtigen, Uebersicht der Grabhügel in der Schweiz geht als Thatsache hervor, dass in dem ehemals zu Rätien gehörenden Gebiete, ferner in Tessin und Wallis und den Gebirgscantonen die Hügelbeisetzung nie stattfand, wohl aber mehr oder weniger häufig in den ebenern Theilen der übrigen Cantone, mithin in einem Landstriche, in welchem nicht ausschliesslich Viehzucht, sondern auch Feldbau getrieben wurde. Oder ist der Mangel an Erdaufwürfen in einer Gebirgsgegend dem Umstande zuzuschreiben, dass, wie die Erfahrung lehrte, hier ein künstlich gemachter Erdaufwurf sich von den zahllosen, rundlichen, einen Felsblock bergenden Erdbuckeln nicht unterschied und das Monument — und als solches ist doch der Grabhügel zu betrachten — nicht augenfällig hervortrat?

Bekanntermassen stammen die Grabhügel unsers Landes, obgleich sie in ihrer äussern Form wenig von einander abweichen, aus sehr verschiedener Zeit und ebenso von verschiedenen Bevölkerungen, nämlich der gallischen, der gallo-romanischen und der germanischen, her. Aus der Höhe und dem Umfang der Hügel lässt sich kein sicherer Schluss auf das Alter derselben ziehn, obwohl die Vergleichung lehrt, dass die hoch aufgeführten, aus einer ungeheuren Last von Erde und Steinen bestehenden Hügel der ältern Zeit angehören und ebenso das Dasein eines Steinkranzes auf ein hohes Alter hindeutet. Wir sind also bei Ermittelung der Erbauungszeit dieser Denkmäler, in denen bisher weder gallische noch römische Münzen gefunden wurden, fast ausschliesslich auf die den Verstorbenen beigelegten Gerätschaften und Schmucksachen, sowie auf Stoff und Form derselben angewiesen. Für die chronologische Bestimmung geht aus der Betrachtung der verschiedenartigen Beigaben hervor, dass, wenn auch einige Hügel nach der römischen Besitznahme des Landes und sogar nach der Völkerwanderung, wie z. B. die eben angeführten Hügel zu Altenklingen, entstanden sind, bis jetzt, meines Wissens, in keinem Grabhügel unsers Landes ein einziges bestimmtes Merkmal des christlichen Glaubens entdeckt wurde. Thatsache ist ferner, dass einige Hügel römische Fabrikate in sich schliessen und dass demnach ihre Errichtung in die gallo-römische Periode fällt. Herr Baron von Bonstetten berichtet in seinem Recueil und Supplément I von

<sup>1)</sup> Siehe v. Bonstetten, Recueil (1855) p. 27.

mehreren Grabhügeln, die sich durch ihren Inhalt als unzweifelhaft aus römischer Zeit stammend zu erkennen gaben, von der grossen Zahl von Hügeln aber, die in der östlichen Schweiz aufgedeckt wurden, ist derjenige zu Ellikon (Zürich) der einzige, welcher mit Sicherheit der römischen Zeit zugeschrieben werden kann. Dieser Umstand ist, wie mir scheint, ein gewichtiger Beweis, dass die gallische Bevölkerung dieses Landestheiles auch nach der Occupation wenig von römischer Cultur berührt wurde. Eine grosse Zahl von Hügeln aber liefern Gegenstände, welche einen durchaus andern als römischen Charakter an sich tragen, obgleich ein Theil der letztern, namentlich die aus Bronze verfertigten, eine vorgerückte Cultur vertrathen. Diese Hügel gehören in die Zeit vor der römischen Besetzung Helvetiens. Man weiss, dass einem derselben ein Kessel aus Erz mit alt etruskischem Bildwerk<sup>1)</sup> entnommen wurde, dessen Anfertigungszeit mehrere Jahrhunderte hinter unserer Zeitrechnung zurückliegt. Dieser Fall, wenn er vereinzelt wäre, würde zwar keinen Schluss auf das Alter der Grabhügel gestatten, da die Zeit der Verfertigung des Kessels und die der Errichtung des Hügels weit auseinander liegen können. Ganz ähnliche Kessel, wenn auch weniger reich verziert, und nach dem Urtheil Sachverständiger mit derselben bewundernswerthen Geschicklichkeit und in denselben Werkstätten hervorgebracht, sind aber in den ältern Grabhügeln eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, und es sprechen eine Menge Gründe dafür, dass sowol diese Geräthe als andere Artikel des häuslichen Gebrauches und des persönlichen Schmuckes<sup>2)</sup> als eingeführte Waare und als Produkte etruskischer Industrie zu betrachten seien.

Der sicherste Weg, um betreffend das Alter unserer Grabhügel zu einer klareren Einsicht zu gelangen, ist die Vergleichung der Ergebnisse unserer Forschungen mit dem Resultate, welches aus der Untersuchung ähnlicher Denkmäler, deren Erbauer in derselben culturhistorischen Stellung sich befanden und derselben Nationalität angehörten, gewonnen wurde. Da begegnet uns in erster Linie das Bild, das von dem Grabfeld von Hallstatt Freiherr von Sacken in einem Werke entwirft, dem die sorgfältigsten Studien zu Grunde liegen, und wodurch sich der Verfasser das grösste Verdienst um die Alterthumskunde erworben hat<sup>3)</sup>. Der Charakter dieses Todtenfeldes, das uns als eine zeitlich und räumlich begrenzte Erscheinung entgegentritt, erweist sich als vollkommenes Analogon zu demjenigen unserer Grabstätten. Der einzige Unterschied, den man in der äussern Anlage wahrnimmt, ist bei Hallstatt der Mangel eines Erdaufwurfes, der übrigens auch bei uns in den gebirgigen Theilen des Landes, wie wir oben bemerkt haben, höchst selten anzutreffen ist. Hallstatt offenbart uns, wie unsere Grabhügel, den merkwürdigen Gebrauch der Bestattung verbrannter und unverbrannter Leichname in demselben Grabe, ja unmittelbar neben einander. Ferner bietet es in der Ausrüstung der Verstorbenen eine völlige Mischung von Bronze und Eisen. Die Beigaben an Geräthe sind im Allgemeinen hier und dort von der gleichen Art, die auf Kleidung bezüglichen Dinge und Schmucksachen deuten auf eine ähnliche äussere Erscheinung der Lebenden hin. In dem Charakter der Verzierungen an der in den betreffenden Ländern selbst verfertigten Waare spricht sich derselbe Mangel an angeborenem Sinn

<sup>1)</sup> Siehe Mittheil. Bd. VII. S. 109 und archäolog. Zeitung, Jahrg. XII Nr. 60.

<sup>2)</sup> Siehe die Grabhügel von Allenlützen, Bd. XVII unserer Mittheilungen, Heft I.

<sup>3)</sup> Dr. Freiherr von Sacken: Das Grabfeld von Hallstadt.

für Kunst aus; Form und Ornamente einer Menge importirter Gegenstände weisen auf dieselben Bezugsquellen, auf Handelsverbindung mit denselben Culturländern hin. Auch die Gleichheit der Nationalität der in Hallstatt und in unsren Grabhügeln ruhenden Todten ergibt sich mit Gewissheit aus der Geschichte Oberösterreichs.

Schon im flüchtigen Durchblättern der trefflich ausgeführten Tafeln des genannten Werkes wird sich der Alterthumsforscher, der Sammlungen von Grabhügelgegenständen gesehen hat, von der Identität einer Menge von Gegenständen und von der Thatsache überzeugen, dass Hallstatt sowol die Cultur der Gräber, die wir als die ältesten bezeichneten, nämlich diejenigen, welche Waffen und Geräthschaften von Bronze und jene massiven schwerfälligen Zierstücke enthalten, als die ganze Reihe der Grabhügel von ihrem ersten Auftreten bis zu dem Zeitpunkte, wo sich römisches Wesen in ihnen ankündigt, in sich vereinigt. Dass in den Formen der Industrieerzeugnisse mancherlei Verschiedenheiten hervortreten, erklärt sich aus der dem Geschmacke und dem Bedürfnisse jedes Landes, jeder Landschaft innewohnenden Eigenthümlichkeit. Die Entfaltung aber einer so grossen Fülle kostbarer Utensilien und Prunksachen zu Hallstatt ist dem Umstande zuzuschreiben, dass die Eigenthümer von Salzwerken einen Artikel besassen, der wegen der Unvollkommenheit der Gewinnung im ganzen Alterthum ein theurer Gegenstand blieb, und dass sie sich durch den Handel mit demselben eines Wolstandes erfreuten, der ihnen gestattete, sich je die schönsten und seltensten Geräthe der Hauswirthschaft und des persönlichen Schmuckes zu verschaffen. Fragen wir nach der Waare, welche die Bewohner unserer Thäler auf den Markt brachten, so waren es wol damals, wie heut zu Tage noch, nicht Producte der Natur, sondern solche der Viehzucht. Den Helvetiern wird zwar bekanntlich von einem alten Schriftsteller Reichthum an Gold zugeschrieben, und dass solches vorhanden war, beweisen zwei Sorten Goldmünzen, die speciell diesem Volke anzugehören scheinen, so wie einige Gräberbeigaben. Bis jetzt ist indessen die Annahme, dass eine Fülle von diesem Metalle da gewesen sei, durch keine Funde constatirt<sup>1)</sup>.

Betreffend die Entstehungszeit des Grabfeldes von Hallstatt kommt Herr von Sacken zu dem Schlusse, dass dasselbe ohne Zweifel einen längern Zeitraum umfasst, und dass einerseits die Erzgefässe, welche aus der Periode des blühenden etruskischen Handels herstammen, ferner der Mangel an Silber u. s. w., anderseits aber die sehr entwickelte Eisentechnik mit aller Wahrscheinlichkeit auf die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chr. als die Zeit der Benützung dieses Grabfeldes hinweisen.

Wir werden kaum irren, wenn wir für die Entstehung unserer Grabhügel denselben Zeitraum annehmen, ihn jedoch abwärts um mehrere Jahrhunderte ausdehnen, da nicht nur die gallo-römische Periode durch eine ziemliche Menge, sondern auch die alemannische durch eine Anzahl von Hügeln vertreten ist.

In Betreff der Natur und Beschaffenheit der den Grabhügeln der Schweiz bis jetzt enthobenen Gegenstände scheint mir die Mittheilung folgender Beobachtung hier nicht ausser Orts zu sein. Bekanntlich sagt Cæsar Bell Gall. VI. 19, wo er von der Lebensweise der Gallier spricht: „Die Leichenbegägnisse sind im Verhältnisse zur Lebensweise der Gallier prachtvoll und kostspielig. Alles, was dem Todten zu

<sup>1)</sup> Mehrere der aus Grabhügeln herrührenden Schmucksachen aus Gold, wie z. B. die Gürtelbleche aus den oben citirten Hügeln von Allenlüften, sind eingeführt.

Lebzeiten lieb gewesen ist, wird mit ins Feuer geworfen, auch Haustiere; ja noch kurz vor unserer Zeit wurden bei einem richtigen Leichenbegägnisse Selaven und Hörige mitverbrannt, welche für die besondern Lieblinge der Verstorbenen galten.“ Wenn man nun die in unsren Grabhügeln aufgefundenen, in öffentlichen und Privatsammlungen aufbewahrten und theilweise durch Beschreibung und Abbildung bekannt gemachten Gegenstände überschaut, so tritt uns die auffallende Thatsache entgegen, dass die Ausstattung der in den Grabhügeln der westlichen Schweiz bestatteten Todten eine viel reichlichere und kostbarere ist als die, welche aus den Grabhügeln der östlichen und nördlichen Schweiz, den Cantonen Thurgau, Zürich, Aargau, Solothurn und Basel hervorgeht, obwol die Art und Bestimmung der Gegenstände im Allgemeinen die nämliche ist. Schreiten wir von der Grenze Rätiens her nach Westen, so bemerken wir eine fortwährende Zunahme des Werthes der Grabartikel, die sich sowol im Stoffe als in der Menge und Mannigfaltigkeit derselben ausspricht. Es ist augenscheinlich, dass zur Zeit der Grabhügelbestattung grössere Wolhabenheit, eine reichere Gestaltung des äussern Lebens, eine vorgesetzte Ge-sittung unter der Bevölkerung der Westschweiz anzutreffen war, und dass die obige Angabe Cæsar's nur in den westlichen Begräbnissen ihre Bestätigung findet. Der Grund dieser Erscheinung liegt einerseits in dem regen Verkehr jener Länder mit Italien durch Vermittelung der schon in frühester Zeit so wichtigen Pulsader des Handels zwischen den Po- und Rheingegenden, nämlich der Strasse des grossen St. Bernhard, und anderseits in der Verbindung des westlichen Helvetiens mit dem civilisirten Süden Galliens durch das Rhonethal. Wir haben mehrmals auf den bedeutenden Unterschied in dem Aussehen der Ost- und Westschweiz in der römischen Periode aufmerksam gemacht und können dieselbe Thatsache schon für die Zeit der Pfahlbauten nachweisen, welche mit Rücksicht auf die Erzeugnisse der Industrie in der östlichen Schweiz gegenüber den Zuständen der westlichen Pfahlbaubewohner nur ärmliche Verhältnisse erkennen lässt.

Was den Charakter der Beigaben betrifft, so dürfen wir die auffallende Erscheinung nicht unerwähnt lassen, dass von der grossen Zahl von Grabhügeln nur in wenigen jene Waffen und Geräthschaften von Eisen angetroffen werden, welche mit den zu Alesia, in der Tiefenau bei Bern, in dem Pfahlbau von A la Tène bei Marin am Neuenburgersee<sup>1)</sup> und in ein Paar Grabhügeln des Elsasses und Rheinbayerns aufgefundenen übereinstimmen und als gallisch anerkannt werden. Dass keine gallischen Münzen in den Grabhügeln zum Vorschein kommen, ist schon erwähnt worden. Es ist einleuchtend, dass der Mangel an Waffen und Geräthschaften dieser Art auf eine Verschiedenheit in der Abstammungszeit der Hügel oder eine Stammes-verschiedenheit der Erbauer hinweist. Das Verhältniss dieser Producte der Eisen-industrie, die einen ganz eigenthümlichen Charakter und eine weit vorgesetzte Technik offenbaren, zu den übrigen Eisenfabrikaten jener Zeit ist noch nicht aufgeklärt.

Dr. F. KELLER.

<sup>1)</sup> Siehe Pfahlbaubericht VI, S. 293.

## 72.

**Fund römischer Alterthümer in Oensingen.**

Das Haus des Ulrich Berger in Oensingen, links von der Strasse von Solothurn nach Olten, auf einer kleinen Erhöhung liegend, hat römische Fundamente, kleine Quadern aus Kalkstein, wie wir sie in Augst beim Theater antreffen. Die Mauern reichen auf der vordern Seite an einer Stelle noch mehrere Fuss über die Erde hinaus. Auf der Hofstatt und im Garten fand man ganze Reihen römischer Fundamentmauern, Reste von Leistenziegeln, Stücke von rothbemaltem Mauerbestich, Fragmente von rothen Terracotta-Gefässen u. s. w. Nach einer Mittheilung des Hrn. P. U. Winstörfer, in No. 2 des Anzeigers vom Juni 1856, S. 24, entdeckte man an derselben Stelle eine bleierne Vase, deren Verzierung aus eingelegten Steinchen bestand. Leider wurde die Vase zerschmolzen. Dieser Fund geschah 1854. Im Jahre 1862 nahm Ulrich Berger einige Baureparaturen vor, und entfernte aus landwirthschaftlichen Rücksichten das römische Gemäuer auf der Hofstatt. Bei diesem Anlass kamen mehrere höchst interessante Fundstücke zum Vorschein, von denen folgende in meiner Sammlung sich befinden.

- 1) Ein Geräthe aus Bronze, vollständig erhalten, in Form eines Dodekaëder. Es ist hohl. An den Ecken befinden sich kleine Kügelchen oder Knöpfchen. In der Mitte jedes Fünfecks befindet sich ein kreisförmiges Loch, von je verschiedener Grösse, und zwar in folgender planmässiger Vertheilung. Das grösste Loch enthält im Durchmesser 9"; das zweitgrösste, ihm gegenüber auf der andern Seite, 8"; das dritte ist gleich gross, wie das zweite, 8"; das vierte, ihm gegenüber, enthält blos 7"; das fünfte 6"; das sechste, ihm gegenüber, 5"; das siebente 4½"; das achte, ihm gegenüber, 4"; das neunte ebenfalls 4"; das zehnte, ihm gegenüber, 3½"; das elfte ebenfalls 3½" und das zwölfe und kleinste 3". Ueberall steht ein kleineres Loch einem grössern gegenüber. Um die Löcher befinden sich bei den Knöpfen kreisförmige Verzierungen von je drei kleinen in einander laufenden Kreisen. Ein ähnliches Geräthe, als in Windisch gefunden, beschreibt Herr Dr. Ferd. Keller in No. 1 des Anzeigers vom März 1861, S. 12, und nennt es ein Spielzeug. Bruckner in seinen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, Stück XXIII, S. 2944, theilt ein ähnliches, im vorigen Jahrhundert in Augst gefundenes Stück mit der Bemerkung mit, es wäre ein Gewagtes, etwas Gewisses hievon zu bestimmen und stellt die Frage, ob es vielleicht ein Würfelkorb gewesen? Auch wir erlauben uns die Frage, warum man nicht gerade eine Art Würfel darin erkennen wolle? Für diese Vermuthung spricht die verschiedene Grösse der Löcher und die planmässige Vertheilung derselben. Oder war es vielleicht ein Spielzeug zum Aufwerfen, welches man mit einem spitzen Stabe in der Luft auffing?

Fig. 2 und 3 sind offenbar untere Einfassungen römischer Schwerter (Schwertschuhe). Die Bronze ist sehr gut erhalten und mit Aerugo bedeckt. Die durchbrochene Arbeit von Pflanzenverzierungen zeugen von vielem Geschmacke. Bei Fig. 2 sind noch 2 Stücke der bronzenen Scheide in den Schuh eingesteckt. Bei

Fig. 3 fehlt diese Scheideneinfassung, dagegen ist der Falz, welcher das Scheidenblech hält, erhalten. Schwerter sollen nach Berger's Angabe vor circa 30 Jahren dort gefunden worden sein, ebenso ein Sarg mit Inschrift, der zerstört worden sei.

Fig. 4. Eine schildförmige Hafte von Bronze, hinten mit zwei Knöpfchen versehen. Eine ähnliche theilt Bruckner auf Taf. VIII, Fig. 11 als in Augst gefunden mit. Eine solche aus Augst befindet sich ebenfalls in meiner Sammlung.

Fig. 5 scheint das Fragment einer Verzierung zu sein, das zu einer Rüstung gehörte. Das Bronzestück ist nicht wie Fig. 2 und 3 gegossen, sondern auf Blech getrieben und mit Aerugo versehen.

Fig. 6. Bronzezehinkel mit bartlosem Kopf zu einem Gefässe.

Fig. 7. Bronzeplättchen, im Durchmesser 3" 4" messend und ein Zoll hoch, von einfacher Form, aber prachtvoller Aerugo.

Gleichzeitig wurde noch an derselben Stelle ein Fragment einer römischen Vase aus Terra cotta gefunden, worauf der Kopf eines Delphins in Relief erscheint.

Ueber die Funde in den antiken Grabstätten zu Oensingen ein anderes Mal.

J. AMIET, Advoc.

### 73.

#### Satyrkopf, gefunden unweit Lausanne.

Ueber den Fundort der merkwürdigen auf Taf. XVII Fig. I abgebildeten Sculptur, auf deren Vorhandensein uns Herr Prof. Muralt in Lausanne aufmerksam machte, können wir leider nur wenig berichten. Alles, was wir in Erfahrung bringen konnten, besteht in der Angabe, dass dieser Kopf, der sich gegenwärtig im Besitze des Herrn Prof. Carrard in Lausanne befindet, bei Abgrabung eines Erdhügels auf der rechten Seite der Venoge, die eine halbe Stunde westlich von Lausanne in den Genfersee sich ergiesst, zum Vorschein kam und zwar nebst andern Dingen römischer Herkunft, nämlich Münzen, Dachziegeln, Scherben, einem Kesselhaken am Feuerherd (*crémaillère*) etc. In der Umgegend, namentlich am linken Ufer der Venoge, in der Umgebung von Vidy, wo nach Annahme der Alterthumsforscher der römische Ort Lausanne (*vicus Lousonnensis*) gelegen haben soll, sind Grundmauern von Häusern, Ueberbleibsel von Mosaikböden und Geräthschaften aller Art in Menge gefunden worden.

Ohne Zweifel zierte die Statue, welcher der Satyrkopf angehörte, den Garten einer Villa, die ein Bewohner von Lausanne in dieser reizenden Gegend, nahe dem Gestade des Sees angelegt hatte.

Der Kopf ist aus penthelischem Marmor in Lebensgrösse gearbeitet, hat eine Schnur im Haar, welche auf dem obren Kopf zu sehen ist und rechts und links im Haar sich verliert, das am Hinterkopf voll und in schönen Partien ausgearbeitet. Soweit der Zustand der Verstümmelung ein Urtheil erlaubt, ist die Ausführung ungewöhnlich sorgfältig zu nennen und vollkommen im sogenannten Marmorstil. Nach

den Halsmusceln und dem freundlichen Lachen des Ausdruckes darf man schliessen, dass die Statue, von welcher der Kopf herrührt, in bewegter Haltung war. Der Satyr ist an den Ohren und dem leisen Ansatz von Hörnern zu erkennen, welche rechts und links oben am Ende der Stirn zu bemerken sind; nur kann man wie bei mehreren ähnlichen Köpfen in den römischen Museen, schwanken, ob er männlich oder weiblich sei. Denn die antike Kunst hat es in dem bunten lustigen Schwarm, welcher Dionysos umgibt, auch an weiblichen Elementen nicht fehlen lassen. Wie hätte sich sonst das derbe und doch überall mit galanten Sympathien auftretende Geschlecht der Satyrn fortpflanzen können? Weibliche Satyrköpfe mit einer entfernten Aehnlichkeit des unsrigen bei Müller-Wieseler, Denkmäler der Kunst, II 45, 562—563.

Am meisten glaube ich, kommt unserm Kopf im Typus nah der Kopf einer jugendlichen in mehreren Wiederholungen erhaltenen Satyrstatue, welche nackt ist und im Vorwärtsseilen den jungen Bacchus als Knaben auf der rechten Schulter trägt. Die Abbildung davon im Clorac musée de sculpture pl. 704 B, numero 1628 A. B.

K. u. B.

## 74.

**Antiker Satyrkopf aus Salodurum.**

Im verflossenen August 1870 kam unter altem Schutte in dem Gebäude der Propstei zu Solothurn ein in gelben Neocomien-Kalkstein ziemlich flach und kunstlos sculptirter antiker Kopf zum Vorschein, der wahrscheinlich von den Trümmern der Ausgrabungen herdatirt, die in den Jahren 1762—1770 zum Zwecke der Fundamentirung des damals neu aufgebauten St. Ursusmünsters stattfanden. Eine Menge römischer Alterthümer, drei steinerne Särge, Vasen und Lampen von Terra cotta, Steinmonumente mit Inschriften und Kaiser münzen von Augustus bis Constantin wurden damals aufgefunden. (Vrgl. Codex Wallier; Mommsen Inscriptiones; P. Urban Winistorfer: Der alte St. Ursusmünster; J. Amiet: Pisoni, etc.) Lange lagen die Steindenkmäler, Wind und Wetter ausgesetzt, auf dem Bollwerk umher, ehe sie unter der Rathhaus halle eingemauert wurden. Vieles mag damals unbeachtet weggeworfen worden sein. So auch dieser Kopf. Die ganze Ausführung, der Typus, der ziemlich verwitterte Zustand lassen ihn als antik erkennen. Es scheint dieser Kopf (wie sich ähnliche Köpfe im Museo nazionale zu Neapel befinden) einst auf einer an eine Mauer angelehnten Herme gestanden zu sein, was die flache Ausführung und die rohe hintere Seite anzudeuten scheint. Die thierisch zugespitzten Ohren lassen ihn deutlich als Satyr erkennen. Auffallend ist der offene Mund und könnte zu der Vermuthung führen, es stelle der antike Kopf eine einfache Maske zu irgend einem ornamental Zwecke vor. Als blosses Ornament wäre er aber nicht einzeln ausgehauen. Wir theilen unsere Vermuthungen unmassgeblich mit.

J. AMIET, Advoc.

### Antike Gemmen.

Angeregt durch die Einsendung des Herrn O. B. in No. 1 des Anzeigers für schweiz. Alterthumskunde (No. 41) und des Herrn F. Thioly in No. 2 der gleichen Schrift (No. 54) erlaube ich mir, Ihnen ebenfalls eine Anzahl antiker Gemmen aus meiner Sammlung in Abdruck zu übersenden, die wol alle in der Schweiz gefunden wurden, von denen jedoch nur bei wenigen, da Viele erst aus zweiter Hand erworben worden, der Fundort genau angegeben werden kann.

- 1) dunkelbrauner Carneol: Kopf des Serapis mit dem Modius ob einem Legionsadler; zu beiden Seiten je eine Victoria mit Kranz in der Rechten, auf je einem Feldzeichen stehend, gefunden in der Nähe von Bern, ganz ähnlich den von Herrn Thioly mitgetheilten Gemmen, nur mit dem Unterschied, dass dort die Victorien über den Feldzeichen in der Luft schweben, während sie hier auf den Feldzeichen stehen.
- 2) grün durchsichtiger Prasem: Ein Reiter, darunter ein Delphin, links oben im Feld ein Vogel, rechts ein Füllhorn, worauf ein Hahn steht; im Feld eine Aehre und ein unbekanntes Instrument.
- 3) schwarzer, blauweiss überschichteter Onyx, gefunden in Solothurn: Hirte mit Stab, ein Kalb vor sich hintreibend.
- 4) Carneol: Die Wölfin mit Romulus und Remus, höchst unkünstliche, barbarische Arbeit, gefunden im Kanton Bern.
- 5) Carneol: Eros mit Peitsche, auf einem Delphin reitend.
- 6) gelblicher Calcedon: Ein sitzender Fischer, angelnd.
- 7) rother Jaspis: Männliche Figur mit Peitsche, auf einem mit einem einzigen Pferd bespannten zweirädrigen Wagen sitzend und kutschierend.
- 8) rother Jaspis: Links im Feld ein Delphin, rechts ein aufrechtes halbes Pferd, dessen Bauch in einen bebarteten karikaturartigen Kopf endet; links oben im Feld ein Striegel oder kammähnliches Ding.
- 9) rother Jaspis: Hund, einen Adler anbellend, der, auf einem Strunke stehend, in den Krallen einen Hasen hält und verzehrt. Oben im Feld ein Zweig.
- 10) Achat, convex: Sitzende nackte Figur, eine Ziege melkend, unter einem Baum.
- 11) rother Jaspis: Stehende weibliche Figur, in der Rechten Aehren, in der Linken ein Füllhorn und einen Spinnrocken (?) haltend, zu ihren Füssen ein Spaten.
- 12) Carneol: Stehende weibliche Figur, in der Rechten ein ſteuerruder, in der Linken das Füllhorn.
- 13) Carneol: Jupiter stehend, in der Rechten eine Victoria, welche mit einem Kranz ihm zufliegt, in der Linken die hasta pura haltend, zu seinen Füssen der Adler, gefunden in Solothurn.
- 14) Carneol: Ein Jäger in Exomis, welcher in der gesenkten Rechten einen Hasen oder desgleichen an den Hinterbeinen hält und über der linken Achsel ein Pedum trägt, an welchem einige Vögel (?) herabhängen.

- 15) dunkelgrüner Chrysopras: Ein Krieger im Waffenrock und Flügelhelm, die Rechte emporhebend, in der Linken einen undeutlichen Gegenstand haltend.
- 16) Carneol: Victoria, einen Zweig haltend, vor einem kleinen Flammenaltar.
- 17) Carneol: Krieger, in der Rechten die Lanze, die Linke über einen Flammenaltar haltend, opfernd.
- 18) heller Carneol: Amor, in der Rechten einen auf den Boden aufgestellten Schild, in der Linken die Lanze tragend.
- 19) Carneol: Nakte Figur, auf einem Felsend sitzend, in der Rechten den Caduceus haltend (Merkur als Gott des Handels).
- 20) Carneol: Anscheinend weibliche Figur (Panisca) mit Bockshörnern über der Stirn und mit Bocksfüssen, in der Rechten eine Traube, in der Linken einen Zweig, und zwei Instrumente, worunter ein Beil oder Hacke (?) tragend.
- 21) Opal: Victoria, in der Rechten ein Steuerruder, in der Linken ein Füllhorn tragend.
- 22) gelber Jaspis: Auf einem Stuhl sitzende weibliche Figur, in der Linken ein Füllhorn tragend, das mit Aehren gefüllt ist, das Haupt mit Aehren bekränzt (Ceres), reicht einer vor ihr niederknienenden männlichen Figur, die mit einem Diadem bekränzt ist, die Hand.
- 23) gelber Jaspis: Nakter Jüngling, einen Löwen am Zügel vor sich her treibend, im Felde oben Halbmond und Stern.
- 24) Carneol: Nakte männliche Figur (Hercules?), mit der Linken auf die Hüfte sich stützend, die Rechte ausstreckend und die Keule fallen lassend (?).
- 25) Onyx: Nakte geschwänzte Figur (Satyr), ein Instrument (etwa eine Syrinx) in beiden Händen haltend, zu Füßen zwei Stäbchen (Flöten).
- 26) Rosenquarz: Kleiner Genius mit Füllhorn (Plutos?)
- 27) Carneol: Apollo die Leier spielend; zu seinen Füßen rechts ein Schild, worauf ein Helm.
- 28) Lava (braunschwarz mit weissen Punkten): Sitzender Fischer, einen Fisch angeln.
- 29) Lapis Lazuli: Weibliche Figur, nach rechts schreitend, in der Linken einen Zweig haltend die fliegende Clamys um den rechten Arm gewunden.
- 30) Lapis Lazuli: Nakter Fischer, in der Rechten Fische, in der Linken eine Harpune mit Widerhaken tragend.
- 31) Carneol: Weibliche Figur, in der Rechten den Thyrsus, in der Linken einen Zweig haltend (Bacchantin), barbarische Fabrication.
- 32) orientalischer Granat: Ein angelnder Fischer, den rechten Fuss auf einen Stein setzend.
- 33) gelber Jaspis: Ruhender Löwe, vor dem Rachen ein kleiner Stierkopf, oben im Felde Halbmond und Stern.
- 34) blaugrauer Quarz, sog. Katzenauge: Phantastischer bäriger Kopf, oben in ein vorwärts gebogenes Horn, hinten in einen Zipfel endend.
- 35) rother gebänderter Jaspis: Doppelkopf, nach unten mit gemeinschaftlichem Bart, der obere Kopf trägt einen assyrischen Helm mit rückwärtsgebogener doppelter Ausspitzung.

- 36) Chrysopras: Gnostische Gemme, ein sog. Abraxas, Figur mit Hahnenkopf und Schlangenbeinen, gefunden in Augst. (Ein ähnlicher abgebildet in Begeri Thesaur. Brandenburg. Col. March. 1696, fol. 85.)

Die Nummern 2, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 15, 25, 33, 34 und 35 dürften, wenn den Angaben des Verkäufers zu trauen ist, in Aventicum und Umgegend gefunden worden sein. Allein man kann nicht mit voller Sicherheit darauf gehen. Die übrigen, bei welchen der sichere Fundort nicht angegeben ist, mögen aus andern schweiz. Fundstätten, wie Augst und Windisch etc., herrühren.<sup>1)</sup> Es ist selten der Fall, dass schweizerische Antiquare, die selbst solche Gemmen oft aus zweiter Hand erwerben, den Fundort genau anzugeben wissen. Man sollte sie jedoch im Zweifel nicht ganz aus einer Sammlung antiker Gemmen aus der Schweiz ausschliessen, sobald die Wahrscheinlichkeit vorliegt, dass sie in der Schweiz gefunden wurden.

J. AMIET, Advoc.

<sup>1)</sup> Bruckner in seinen Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel theilt eine Menge ähnlicher Gemmen aus Augst mit.

## 76.

### Culturhistorische Miscellen.

#### a) Aus „Gerold Edlibach's Buch“ in Donaueschingen.

In dem vortrefflichen Kataloge der von ihm geordneten Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen (1865) redet Dr. Barack auf pp. 93 bis 95 über die aus der von Lassberg'schen Sammlung nach Donaueschingen gelangte Papier-Handschrift des 15. Jahrhunderts, Codex Nr. 98, die schon durch ihre Ueberschrift: „Gerold Edlibach's Buoch“ ihre Wichtigkeit für Zürich verräth.

Augenscheinlich hat der bekannte zürcherische Geschichtschreiber dieses Buch gebraucht, um allerlei Verschiedenartiges, was ihm gerade in den Wurf kam und von Interesse zu sein schien, zusammenzustellen. Auf 128 Blättern kommt zuerst des Konrad von Ammenhausen Gedicht vom Schachzabelspiel, dann fol. 130 bis 141 b Mitte „liber Melibeus“, fol. 141 b Mitte bis 142 „Die figur der planetten in dem abc, natiffitas hominis etc.“, ferner 143 b bis 144 a: „Hie stat fickabel der rotwelschez“, ein kleines Vocabular der damaligen Gaunersprache; endlich kommen fol. 144 b bis 156 ziemlich roh gemalte Wappen: „Hie nach in dissem buoch stand etlicher herren wappen gemallett so inn miner herren gerichte und bietten gesessen sind und etliche an ir lantschafte mit iren gerichten gestossen hand und die vor vil jaren vil wandel Zürich gehept hand etc. und derren nun kein mensch von den nach geschribnen nüt me läpt und alle abgestorben etc.“<sup>1)</sup>, weiter: „Hie nach stand der alten rätz herren und zunftmeisteren schilt die im grüssen ufflouff enzetzt und abgestossen wurdent und auch welliche von den alten rätten in hürninen rätt erwelt

<sup>1)</sup> Da der ganze Inhalt des Buches durchaus von Edlibach herrührt — nach p. 94 des Kataloges sind die Wappen um 1493 von ihm zusammengestellt —, so ist hiernach das im Texte zur „Wappenrolle“: p. 10 Gesagte zu verbessern.

und gesetzt wurdent, da stat bin irren schilten her, aber zu wüssen ist dasz vil der alten rätten und meistren die nüt absturbend zü allen erren kammend und wider in klein und grössz rätt gesetzet etc. und beschach diizz uff den ersten tag aberell 1489“.

Indessen noch weitere kleinere Eintragungen haben in diesem Buche Raum gefunden. So zeigt die innere Seite des vorderen Deckels mehrere architektonische, meist colorirte Federzeichnungen, z. B. die Burgen Kiburg, Wetzikon, Greifenberg (zwischen Bäretswil<sup>1)</sup> und Bauma). Der hintere Deckel trägt Notizen aus den Jahren 1506 und 1507 betreffend Greifensee, wo Edlibach seit 1504 als Vogt gewaltet hatte<sup>2)</sup>. Die zwei letzten Blätter enthalten wieder Federzeichnungen und diese sammt ihren Beischriften sind hier mit gütiger Erlaubniss von Herrn Dr. Barack zu besprechen.

Auf fol. 157 b und 158 a vernehmen wir von einem Maskenscherze, unternommen „uff die pfaffen vasnach im 1484 jar“ von einigen Männern vom Kreise des seit wenigen Monaten zum Bürgermeisteramte gelangten Hans Waldmann — wenigstens weisen hierauf der Name des Dominicus Frauenfeld und derjenige Edlibach's selbst, der ja bekanntlich seit 1464 Waldmann's Stiefsohn war. Eine Gesellschaft von zehn Genossen stellte nämlich eine zusammenhängende Gruppe, die Lebensalter, dar: sie „sind mit ein andren in butzenwiss<sup>3)</sup> gangen in einer artt. Got vergeb unss allen unssr sünden“. Die Costüme dieses Mummenschanzes werden nun durch die genannten Federzeichnungen veranschaulicht: vom Knaben — „10 jar kind“ — und dem in Schnabelschuhen zierlich einherschreitenden Stutzer — „20 jar jüngling“ — bis zum „nit mer vil“, „der kinder spil“, „und helf dir Got“, dem ganz gebückt am Stabe sich schleppenden Hundertjährigen: „Und weller hundert jar jetz alt wirt, wol tussend vor im ab stirpt!“<sup>4)</sup> Daneben aber stehen die Namen der Darstellenden. „Her Jacob Aeschher“ war das Kind, Gerold Edlibach selbst — er war 1484 noch nicht zwanzig Jahre alt — der jugendliche Elegant; dann folgen Uorich Felix, Hans Keller zum Spiegel, der Unterschreiber Groland Gross, weiter ein Schwend, Herr Niklaus Klauser, Dominicus Frauenfeld, Herr Bartholomäus Moser und als letzter sogar kein Geringerer, als Herr Doctör Jakobus Cham, Propst zum Grossmünster (seit 1473).

M. v. K.

<sup>1)</sup> Siehe diese dritte Ansicht nun in der unteren linken Ecke der zur Geschichte von Bäretswil von Pfarrer J. Studer (Zürich, 1870) beigegebenen Karte.

<sup>2)</sup> Vgl. Edlibach's Chronik in den Mitth. der antiquar. Ges. Bd. IV, Einleit. p. XII: „Anno 1504 vogt gen Gryfensee“.

<sup>3)</sup> „Butz“, ebenso „Böögg“ = Larve, Verlarvter.

<sup>4)</sup> Wem fallen bei dieser Eintragung des Jünglings Edlibach nicht jene Worte des lebensmüden Greises ein: „Item es ist auch zu wissen da mich meine herren zum lesten dess ratsz erliessend durch miner bitt willen dass ich der allereilttest under clein und der grossen rätten was, und keinner mer die vor mir darinn warrend jetz läpt; gott helffe unss allen. Amen“ (Einleit. p. IX); und noch anderswo setzte er, wo er von früheren Genossen redet, bei: „Item diese hab ich Gerold Edlibach all überleptt“ (l. c. pp. XI und XVI).

Sechsundzwanzigster Jahresbericht  
über die Verrichtungen  
**der Antiquarischen Gesellschaft**  
(der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer)  
in Zürich.

Vom 1. December 1869 bis 30. November 1870.

**I. Mitglieder.**

Als ordentliche Mitglieder wurden aufgenommen die Herren:

- 1) Prof. Dr. H. Fick.
- 2) Kaufmann R. Pestalozzi-Wiser.
- 3) A. Gujer-Zeller in Neuthal (Bäretswil).
- 4) Architekt G. Töbelmann.
- 5) Architekt H. Reutlinger.

Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt die Herren:

- 1) Bergingenieur Edm. von Fellenberg in Bern
- 2) Baron von Rauch in Berlin.
- 3) P. Rocchi in Rom.
- 4) Dr. J. Schild in Grenchen, Kt. Solothurn.
- 5) J. Vetter, beim Staatsarchive, in Karlsruhe.

**II. Sitzungen.**

Die Gesellschaft hielt ihre Wintersitzungen, wie gewohnt, im Zunfthause zum Weggen, ihre Sommerzusammenkünfte in dem ihr gütigst eingeräumten schönen Locale der Künstlergesellschaft, und hörte dabei Vorträge, Mittheilungen u. s. f. von folgendem Inhalt:

- 1) Herr Professor Behn-Eschenburg: Die englischen Schauspieler zu Shakespeare's Zeit und insbesondere die Gesellschaft vom Blackfriars-Theater: 4. December 1869.
- 2) „ Professor Lasius: Baugeschichte und Beschreibung des Münsters zu Basel (unter Vorweisung zahlreicher Kunstblätter). – Vorweisung von Modellen von Pfahlbauten durch Herrn Götzinger aus Basel: 11. December.
- 3) „ Dr. Motz: Die neuesten Arbeiten für die Aufdeckung von Pompeji (unter Vorweisung zahlreicher Photographien u. drgl.): 18. December.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Am 3. Januar 1870 das munter verbrachte Jahresfest.

- 4) Herr Professor Heer: Ueber den Bernstein (mit zahlreichen Vorweisungen, besonders von Bernsteineinschlüssen): 8. Januar 1870.
- 5) „ Professor Kinkel: Ueber die Gruppe des farnesischen Stieres und deren Ergänzung durch den Mailänder Battista Bianchi (unter Vorweisung des Beweis bringenden Kupferstiches des Robertus von Cividale von 1579): 15. Januar.
- 6) „ Professor Osenbrüggen: Eine Wanderung durch das Land Toggenburg. — Herr Professor Benndorf: Ueber ein Epigramm des Simonides und ein Weihgeschenk am Parthenon: 29. Januar.
- 7) „ a. Rechenschreiber A. Nüseler: Historisch-antiquarische Schilderung der nächsten Umgebungen Zürich's, in erster Linie der Ausgemeinde Fluntern: 5. Februar.
- 8) „ Professor Benndorf: Geschichte und Schilderung der Akropolis von Athen, unter Anknüpfung insbesondere an den in der archäologischen Sammlung vorhandenen Gipsabguss des Modelles der Akropolis vom Bildhauer von der Launitz: 12. Februar.
- 9) „ Staatsarchivar Strickler: Die Vorbedingungen des Ausbruches der helvetischen Staatsumwälzung in der alten Eidgenossenschaft 1798: 19. Februar.
- 10) „ Dr. Rahn: Cluniacensische Kirchenbauten in der Westschweiz (Peterlingen, Romainmotier, Grandson), unter Vorweisung von Plänen u. drgl.: 26. Februar.
- 11) „ Dr. Meyer von Knonau: Ueber die von Dr. Barack in Bd. 91—94 d. Bibl. des Stuttg. Litterar. Vereines herausgegebene Zimmerische Chronik als Fundgrube für die Culturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts: 5. März.
- 12) „ Dr. F. Keller: Ueber die Durchbohrung der Steinbeile, der Geräthe aus Hirschhorn und anderer Gegenstände aus den Pfahlbauten (mit Vorweisungen). — Vorweisung von mittelalterlichem Eisengeräthe, von Glasgemälden u. drgl.: 12. März.
- 13) „ Professor A. Hug: Geschichte der Entwicklung des antiken Münzwesens (mit zahlreichen Vorweisungen von Münzen aus der Sammlung von Herrn Dr. Imhoof-Blumer in Winterthur). — Herr Dr. F. Keller: Vorweisung von bündnerischen Fundstücken: 19. März.
- 14) „ Professor Osenbrüggen: Ueber alte Sittenpolizei. — Herr Dr. Wille: Ueber die von ihm aus Rom mitgebrachten und für die Sammlung der Gesellschaft bestimmten Alterthümer. — Herr Dr. F. Keller: Vorweisung einiger Fundstücke aus dem Neuenburgersee: 26. März.
- 15) „ a. Stadtrath Scheuchzer: Ueber die Cheta (Chittier) der ägyptischen Denkmäler, ihren Kampf und Staatsvertrag mit Ramses II. Miamun: 2. April.
- 16) „ Professor Benndorf: Vorweisung und Erklärung von einzelnen Tafeln aus Bd. II seines Werkes: „Griechische und sicilische Vasenbilder“, und über Gozzadini's Werk betreffend die Ausgrabungen in der Nekropolis von Marzabotto bei Bologna: 9. April. <sup>1)</sup>
- 17) „ Dr. Meyer von Knonau: Fortsetzung über die Zimmerische Chronik, besonders deren Beziehungen zur schweizerischen Geschichte: 23. April.
- 18) „ Dr. F. Keller: Erklärung verschiedener Vorweisungen, besonders über verbundene Bronzeringe aus Pfahlbauten und die daran geknüpften Hypothesen über deren Verwendung als Geld, über die Thonfigur eines vierbeinigen Thieres aus dem Neuenburgersee, u. s. f. — Herr Professor Kinkel: Ueber einen noch am Ende des 17. Jahrhunderts auf der zürcherischen Stadtbibliothek vorhandenen Tisch mit Malerei von Hans Holbein d. J. und die Legende des darauf dargestellten h. Nemo: 30. April.
- 19) „ Professor Lasius: Bericht über seine oberitalienische Reise, besonders Verona, Vicenza, Ferrara, Ravenna, Loreto, Venedig (unter Vorweisung zahlreicher Photographien und Zeichnungen): 14. Mai (**erste Sommerzusammenkunft**).

<sup>1)</sup> Herr Dr. Kinkel sei hier für seine mehrmalige Mühlwaltung als Protokollführer in Verhinderungsfällen des Actuars der verbindlichste Dank ausgesprochen.

- 20) Herr Staatsarchivar Strickler: Geschichte der schweizerischen, besonders der zürcherischen Reformation mit vornehmlicher Betonung bisher nicht genügend archivalisch erhellter Puncte: 28. Mai.
- 21) „ Professor Kinkel: Ueber die Vincent'sche Sammlung von Glasgemälden in Constanz und insbesondere über sieben Grisailles mit alttestamentlichen Scenen als über Muster von genauer Uebertragung entlehnter Scenen aus mythologischen Kupferstichen (Tableaux du temple des Muses etc., par M. de Marolles: Paris 1655) auf Glas. — Herr Dr. Keller: Vorweisung von Steinbeilen aus der Limmat. — Herr Gräter: Vorweisung von Waffen, Kleidungsstücken, Geräthen des südindischen Volkes der Cerk: 11. Juni.
- 22) „ Professor Benndorf: Ueber antike Analoga zu den mittelalterlichen Hausmarken. — Herr Professor Köchly (als Gast): Ueber seine Ausfahrt behufs Auffindung des nicht in befriedigender Weise zu bestimmenden Oppidum's der Aduatuker: 25. Juni.
- 23) „ Professor H. H. Vögeli: Ueber die Geltendmachung einer eidgenössischen Centralgewalt durch die Tagsatzung von 1470 bis 1520: 9. Juli.
- 24) „ Professor Oppert (als Guest): Die Ergebnisse der Expédition de Mésopotamie, 1851 bis 1854, und über die assyrische Keilschrift im Besonderen: 15. October (**erste Wintersitzung**).
- 25) „ Dr. Helbig (als Guest): Ueber neuere Ausgrabungen in Corneto und Cervetri: 22. October.
- 26) „ Professor Benndorf: Ueber das römische Bergwerk- und Steinbruchwesen unter Mittheilung einer deutschen Uebertragung der Passio sanctorum Quatuor Coronatorum: 29. October.
- 27) „ Professor Meyer von Knonau: Historische Erörterungen besonders über Legendenbildung, als Anknüpfung an die Schilderung einer Wanderung vom inneren Walserthale und St. Gerold über Rankwil nach Hohenembs: 5. November.
- 28) „ Professor Oppert (als Guest): Ueber die Inschrift des Mesa, König von Moab, Zeitgenossen des Jehu: 12. November.
- 29) „ Professor Osenbrüggen: Ueber den St. Gotthardspass und besonders über den Anfang der Verwendung desselben zur Verbindung des Vierwaldstättersees mit Italien. Herr Dr. F. Keller: Vorweisung einer Hausapotheke: 19. November.
- 30) „ Professor H. H. Vögeli: Die Berner in Savoien 1536: 26. November.

### III. Unternehmungen.

#### a. Litterarische Unternehmungen.

Im Berichtsjahre erschienen:

- 1) Heft 5. von Abtheilung I. des 16. Bandes der Mittheilungen: Aventicum Helvetiorum. Fünftes Heft; von Professor Dr. C. Bursian.
- 2) Heft 4. von Abtheilung II. des 16. Bandes (zugleich als XXXIV. Neujahrblatt, für 1870): Beschreibung der Burg Kiburg; von M. Pfau, A. Nüscher und Professor G. Kinkel.

Hiemit ist der **16. Band abgeschlossen.**

- 3) Heft 1. des 17. Bandes: Die Grabhügel bei Allenlütten, Kt. Bern; von E. von Fellenberg und A. Jahn.
- 4) Heft 2. des 17. Bandes: Grandson und zwei Cluniacenserbauten in der Westschweiz; von Dr. R. Rahn.
- 5) Heft 3. des 17. Bandes: Helvetische Denkmäler. Zweites Heft: Die Zeichen- und Schalensteine der Schweiz; von Dr. F. Keller.
- 6) Heft 4. des 17. Bandes: Notice sur les forges primitives dans le Jura; par A. Quiquerez.
- 7) Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz, herausgegeben von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. — Das Kloster Königsfelden. Lief. V. und VI.
- 8) Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde: zweiter Jahrgang (vier Hefte).

Die sieben ersten Publicationen (die erste bis sechste bei S. Höhr in Zürich, die siebente bei Ebner und Seubert in Stuttgart in Commission) sind, wie alle früheren, von den Mitgliedern der Gesellschaft mit 30 % Rabatt zu bezichen. Der Preis der achten Publication, in Commission bei J. Herzog in Zürich, ist 2 Fr. 20 C. (franco).

Nahe bevorstehend ist die Edition nachstehender Publication:

Heft 5. des 17. Bandes (zugleich als XXXV. Neujahrsblatt für 1871): Burg Mammertshofen im Kt. Thurgau; von Professor Meyer von Knonau.

In Vorbereitung sind eine Abhandlung über die schweizerischen Letzinen von a. Rechenschreiber A. Nüseler, und (von den Denkmälern des Hauses Habsburg in der Schweiz) der Schluss der Publication über das Kloster Königsfelden. Der Anzeiger wird auch 1871 fortgesetzt werden.

#### b. Ausgrabungen.

Zu Uetikon am Zürchersee und bei der Daubenmühle bei Mammern am Untersee wurden Ausbeutungen der an beiden Orten vorhandenen Pfahlbauansiedelungen angestellt. Ausserdem ward die Bestrebung fortgesetzt, die in der Limmat geschehenden Ausbaggerungen zu verfolgen und die dabei sich ergebenden Fundstücke zu erwerben.

### IV. Sammlungen.

Nicht genug kann auch in diesem Jahresberichte wieder die eifrige Mühwaltung der Herren Conservatoren der verschiedenen Sammlungen verdankt werden.

#### 1. Geräthschaften u. s. f.

Herrn **Escher-Züblin**, der mit so grosser Liebe sich der Besorgung unserer Sammlungen — im engeren Sinne des Wortes — hingibt, danken wir folgenden Bericht:

##### A. Geschenke.

**α) Pfahlbauten, Keltisches.** Elen-, Hirsch- und Rehgewehe, Urochs- und Widderhörner, Kinnlade vom Hirsch und Biber, bearbeitete Hirschhorn-Stücke und Fassungen für Steinbeile, Steinbeile und Meissel, Geräthe aus Knochen und Feuerstein, Thongefässe und Scherben, aus Bronze 1 Nadel, 1 Beil, 1 Angel (von den Erben des Herrn Oberst Schwab in Biel als Andenken an seinen verstorbenen Freund, Hrn. Oberst Schwab, an Herrn Dr. Keller übergeben und von diesem unserer antiquarischen Sammlung einverlebt); 20 Messingringe, Weizenähren von Mörgen (Hrn. Prof. Desor); 1 kleines Geräthe aus rothem Hornstein durchbohrt von Robenhausen (Hrn. Prof. Escher v. d. Linth); Hirschhornzinken mit Schnureinschnitt, Schulterblattknochen von Moosseedorfsee (Hrn. Dr. Uhlmann); 2 Abgüsse der Goldbänder aus dem Unghürhubel bei Bern (Hrn. Bergingenieur Ed. v. Fellenberg); 1 Steinbeil aus Serpentin (Hrn. Director Mösch).

**β) Griechisches und Römisches.** Marmoreinschrift aus dem Cimiterio di S. Calisto (Sigr. Rocchi in Rom), dazu moderne Marmoreinfassung, 1 irdene Todtenturne aus der Acropolis bei Albano (Hrn. Dr. Wille). 1 Fragment aus terra sigillata, retiarius darstellend, 1 do. do. mit Töpfernamen, 1 Fragment weiss und blauer Glasfuss (Hrn. Dr. H. Meyer); 1 kleine Statuette aus gebranntem Thon (Frau Meyer-Schluthess); Abguss eines Satyrokopfes (Hrn. Carrard in Lausanne).

**γ) Alemannisches.** 2 Aschentöpfe, 1 flache Schale aus einem Grabhügel (Hrn. Frdr. Curtius, durch Hrn. Dr. Kinkel).

**δ) Mittelalterliches.** 1 Bronzeinschrift aus dem Kloster Feldbach (HHrn. Labhart und Gubler); 1 eisernes Schmuckkästchen (Hrn. Alf. Bernhard).

**ε) Verschiedenes.** 1 Götzenbild, 1 kleine Schelle aus einem indischen Tempel bei Bombay, 1 Statuette als Lampenhalter, Bronze (Hrn. A. Græter, Prof. an der Missionsanstalt in Basel); 1 ægyptischer Scarabæus mit Hieroglyphen (Hrn. Dr. H. Meyer); 1 Japanisches Manuscript.

##### B. Ankäufe.

**α) Pfahlbauten und Keltisches** 1 Schalenstein; Steinbeile und Meissel von Uetikon; 2 Steinbeile, 2 Messer und 1 Bronzebeil, 1 Sichel, Knochen- und Hirschhornstücke, Knochengeräthe; Scherben aus der Limmat; Assortiment aus dem Pfahlbau Wangen; Stein- und Holzgeräthe von Robenhausen; 1 doppelte Angel von Bronze; Assortiment aus dem Pfahlbau St. Aubin.

**β) Römisches.** 12 irdene Lämpchen; verschiedene eiserne Geräthe aus der Limmat;

**γ) Mittelalterliches.** Fragment einer Grabinschrift aus Bronze, eiserne Geräthe, Waffen, Thongefässe, Thonformen, Bronzegewicht, eisernes Fussmass, 1 steinernes Lichthäuschen aus der Limmat; 1 Schlaguhr von Ao. 1587; 1 seidentes Band von Loreto.

## 2. Münzen.

Die Münzsammlung hat sich der folgenden durch Herrn Dr. H. Meyer, den Vorsteher des Kabinetts, gütigst verzeichneten Vermehrungen zu erfreuen:

Im Jahr 1870 wurde die Münzsammlung beträchtlich vermehrt, indem 300 Stücke theils durch Geschenke, theils durch Kauf erworben wurden. Vor allem ist erfreulich, dass die Serie der so seltenen keltischen Münzen neuen Zuwachs erhielt. Diese wurden theils in der Schweiz, theils nahe an der schweizerischen Grenze auf französischem Gebiete gefunden.

Die übrigen Münzen sind grösstentheils römische, namentlich aus den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches.

Ausserdem wurden einige seltene orientalische Münzen erworben.

Es folgt nun die Angabe der verschiedenen Geschenke und Ankäufe.

### A. Gallische Münzen.

XI gallische Potinmünzen, die mit vielen ähnlichen in Frankreich im Departement Doubs, nicht weit von der Schweizergrenze des Kantons Neuenburg, gefunden wurden, wurden von Abbé Narbey, Professor am Collège Consolation bei Besançon, angekauft. Auf der Vorderseite ist ein Kopf mit Diadem, auf der Rückseite ein Stier in roher Zeichnung, es sind Nachahmungen der bekannten massilischen Münzen mit dem stossenden Stier (*bos cornupeta*). Drei Stücke haben vorn einen behelmten Kopf, auf der Rückseite ein Pferd und eines hat über dem Pferde die Aufschrift TOG, welche durch Togirix (Namen eines gallischen Fürsten) ergänzt wird.

Aehnliche Stücke werden auch in der Schweiz, im Kt. Neuenburg, Solothurn und Bern gefunden.

XIII gallische Kupfermünzen und IV Silbermünzen wurden von Hrn. Baron v. Pfaffenhofer zu Donaueschingen geschenkt; es sind Münzen verschiedener gallischer Stämme, der Sequaner, Aeduer, Aremorici, Lingoner. Sehr merkwürdig ist eine Silbermünze, auf welcher ein Mann in langem Mantel, vermutlich ein Druide, dargestellt ist, der einen gallischen Torques (einen offenen Ring) in den Händen hält.

IV gallische Kupfermünzen wurden aus der Sammlung des Hrn. Dr. Clement zu St. Aubin erworben; es sind Münzen, welche den Aeduern zugeschrieben werden.

### B. Römische Münzen.

Herr Dr. Berthold schenkte 13 zu Paestum gefundene Kupfermünzen, Herr Prof. Mösch 12 zu Augst bei Basel gefundene Kupfermünzen.

Herr Dr. Wille schenkte 24 Kupfermünzen, die er zu Rom erworben hatte, nämlich 1 As, 5 Stück des Kaisers Augustus, unter welchen ein sehr schönes Exemplar mit dem Bilde der Livia, seiner Gemahlin, sich befindet.

1 Nero, 3 Domitianus, 1 Trajan, 3 Hadrian, 2 Antoninus Pius; 1 Faustina, Gemahlin des Kaisers Antoninus Pius, und 1 Faustina, Gemahlin des Kaisers Marcus Aurelius.

1 Commodus.

2 Münzen der Kaiserin Mammæa, Gemahlin des Alexander Severus, mit dem Revers Felicitas publica und Venus Felix, eine Aufschrift, welche auf Münzen mehrerer römischer Kaiserinnen sich findet.

1 Münze des Kaisers Julius Philippus.

1 Aurelian, 1 Probus, 1 Maximianus Hercules.

Herr William-Hausheer schenkte elf Kupfermünzen, die zu Trier gefunden wurden, unter diesen ein Trajan, Antoninus Pius, Faustina, Constantinus, Tetricus, Valens, 2 Valentinian, und Arcadius.

Aus der Sammlung des Hrn. Dr. Clement zu St. Aubin bei Neuchatel wurden ausser den oben erwähnten gallischen Münzen 12 römische Silbermünzen (2 Alexander Severus, 4 Gordianus, 3 Philippus Arabs, 1 Gallienus, 1 Salonina, und 1 Postumus) erworben, ferner 90 Kupfermünzen; von diesen erwähne ich nur einige gut erhaltene Stücke, der Kaiser Augustus, Tiberius, Nero, Galba, Domitianus, L. Verus, Antoninus, Alexander Severus, Maximinus, Julius Philippus.

Ferner eine Münze des Kaisers Hadrian (?) in Grosserz, geschlagen in der Stadt Sagalassus in Pisidien. Auf dem Revers steht Mars und trägt in der Rechten eine Victoria, in der Linken die Lanze.

Herr Dr. Kramer zu Mailand schenkte 40 Münzen, die er auf einer Reise in den Orient, nach Damascus, Palmyra und Jerusalem, gekauft hatte. Unter diesen erwähne ich 2 Tetradrachmen des Königs Ptolemaeus Soter in Aegypten, 1 kleine Kupfermünze des Königs Antiochus in Syrien (nummus serratus).

2 sehr seltene Kupfermünzen des Königs Aretas, Königs der Nabataer in Arabien. Auf dem Avers der einen sind die Köpfe des Königs und seiner Gemahlin, auf dem Revers ist ein Doppelfüllhorn.

Die Münzen der Nabataer wurden erst im Jahre 1858 durch Herzog von Luynes bekannt gemacht und die Aufschriften erklärt; im Jahr 1868 lieferte Herr von Voguè neue Beiträge in der „Revue Numismatique“.

Aretas war ein Zeitgenosse des Pompejus und wurde genötigt, sich der Herrschaft der Römer zu unterwerfen und zwar durch M. Scaurus, den Statthalter von Syrien. Diese Begebenheit ist auf einer römischen Familienmünze (gens Aemilia) dargestellt (s. Mommsen, röm. Münzwesen p. 627).

Ferner 24 römische Kupfermünzen, 3 byzantinische der Kaiser Justinus und Mauricius Tiberius, und 3 arabische.

Und endlich eine Kupfermünze des Königs Jacob II. von Cypern und Jerusalem 1464—1473.

Herr Prof. A. Escher schenkte 5 Kupfermünzen der Kaiser Aurelian und Probus, die im Bleniothal im Kanton Tessin gefunden wurden und zu einem grossen Münzfunde gehören, den ich in meinen früheren Berichten öfter erwähnte.

Dr. F. Keller schenkte eine im Heinimürler bei Oberweningen gefundene Kupfermünze Domitians und eine im Selnau bei Zürich gefundene Kupfermünze des Antoninus Pius.

Dr. H. Meyer schenkte einige zu Windisch ausgegrabene Münzen und einen Trajan, der in Zürich im Garten des Meierhofes von einem Arbeiter entdeckt wurde.

### 3. Bibliothek.

Herr Dr. Gessner, der sich durch Anlegung und Vollendung eines Handkataloges neue Verdienste um die Bibliothek erwarb, nennt folgende im Eingangsbuche angemerkte Geschenke:

#### Geschenke.

Von den HH. Verfassern oder Herausgebern:

#### Aus der Schweiz:

Fr. Bürkli: Zürch. Kalender von 1871.

Dr. Staub: Rechenschaftsbericht des schweiz. Idioticons.

Utzinger: Neujahrsblatt für Bülach.

Seguin, F.: Le tir fédéral à Zoug.

Secretan, Ed.: Du passage des Alpes par Annibal.

Rilliet, A., et Bordier: Origines de la confédération Suisse, le Grütli und Guill. Tell.

Strickler: Grundriss der Schweizergeschichte. I und II.

Hammann: Les représentations graphiques de l'Escalade.

Rathgeb: Antwort auf das Revisionsgesuch des Dr. Hotz, Staatsarchivar, in Sachen der Hubgenossenschaft Schwamendingen c. Finanz-direction des Cantons Zürich.

Meyer, M.: Notices pour servir à l'histoire de la fondation de l'établissement des collèges et lycées catholiques de la Suisse.

Dr. Kinkel, Privatdozent: Die Ueberlieferung der Paraphrase des Evangeliums Johannis von Nonnos.

Uhlmann, Dr. J.: Die Metamorphose etc.

#### Aus dem Auslande:

Carl Förster: Ueber den Verfall der Restauration alter Gemälde in Deutschland.

Remarks on the vitrified forts of Scotland.

Rougemont, Fr. de: Die Bronzezeit, oder die Semiten im Occident, übersetzt von C. A. Keerl.

C. F. Trachsel: Les ateliers monétaires de la famille des Trivulzio.

Gozzadini: Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese.

Graf Sozzi: Sulle belemniti d'entratico cenni. Idem: Su varj argomenti relativi a Torquato Tasso.

Dr. Ernst Freiherr v. Bibra: Die Bronze- und Kupferlegirungen der alten und ältesten Völker.

Benndorf, Otto: Griechische und sicilische Vasenbilder.

#### C. Mittelalterliche Münzen.

Herr Baron von Pfaffenhofen schenkte 13 Bracteaten von Constanz, Überlingen, Lindau, Todtnau, Basel, Zofingen.

Herr Bernhard schenkte 2 Bracteaten von Augsburg.

#### Von Andern:

Von Herrn Escher-Züblin: Gsell-Fels, Römische Ausgrabungen im letzten Decennium.

Von Herrn Finlay in Athen: Journal de la campagne que le grand vesir Ali Pacha a faite en 1715, pour la conquête de la Morée, par Benj. Brue, interprète du roi près la Porte Ottomane.

Von Herrn A. Keller in Mailand: Giornale degli scavi di Pompei. 1861, 1862, 1869, 1870. Bulletino del Museo nazionale di Napoli. 1863, 1864. Monumenta epigraphica Pompeiana. Pars prima inscriptionum curante Josepho Fiorellio.

Von Fürst Karl von Hohenlohe-Waldenburg: Das Siegelrecht des Mittelalters. Dissertation von Maxim. Günther, übersetzt von Dr. K. L.

Von Herrn Heinrich Escher in Triest: Aug. Mariette Bey, notice des principaux monuments exposés dans les galeries provisoires du Musée d'Antiquités Egyptiennes de S. A. le vice-roi à Boulaq.

Von Herrn Dr. Ladner. Wilmowsky, die römischen Moselvillen zwischen Trier und Nennig.

Von Herrn Dr. Clement sel. in St. Aubin: Jahn, A., Emmentaler Alterthümer und Sagen.

Von Frauen Schulthess-Schulthess: 1 Plan der Stadt Luzern von Martinus Martini.

Von HHrn. E. und D. Hofmeister: 3 Urkunden, 2 Urbar, 2 genealogische Libelle, 1 Stammbuch, 1 geometrischer Plan von Neerach.

#### Gekauft:

Histoire de Jules César (par Napoléon t. 1 und 2). 8º. Atlas (Cartes du tom. 1 und 2). kl. fol. Brömmel, über die Helvetier.

#### Tauschverkehr (neu begonnener):

Anzeiger für Schweizer Geschichte, herausgeg. von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Erster Jahrgang. Neue Folge. 1870. Nr. 1—3.

---

**V. Oekonomie.**

Unserem Rechnungsführer, Herrn Oberst H a a b , wurde für die von ihm eingereichte Jahresrechnung in der Sitzung vom 30. April der beste Dank ausgesprochen. Unsere Thätigkeit sah sich durch die sehr verdankenswerthen Beiträge der h. Regierung, des l. Stadtrathes und durch die schönen Legate der sel. Herren Architekt F. Stadler und Director Escher-Hess (im Betrage von 1000, 450, 300, 600 Fr.) in ungemein wolthuender Weise anerkannt.

Zürich, im November 1870.

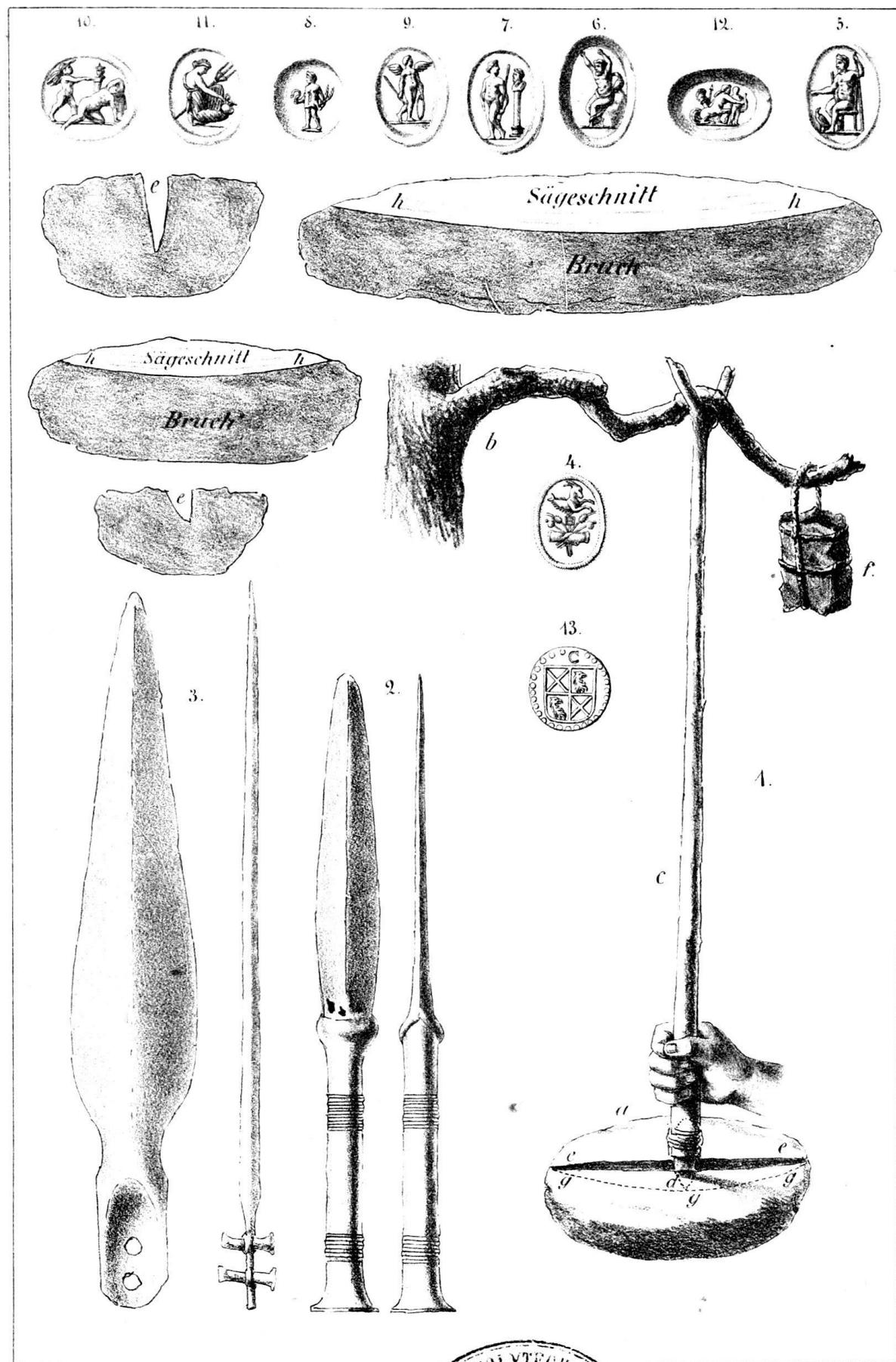
Im Namen der Antiquarischen Gesellschaft.

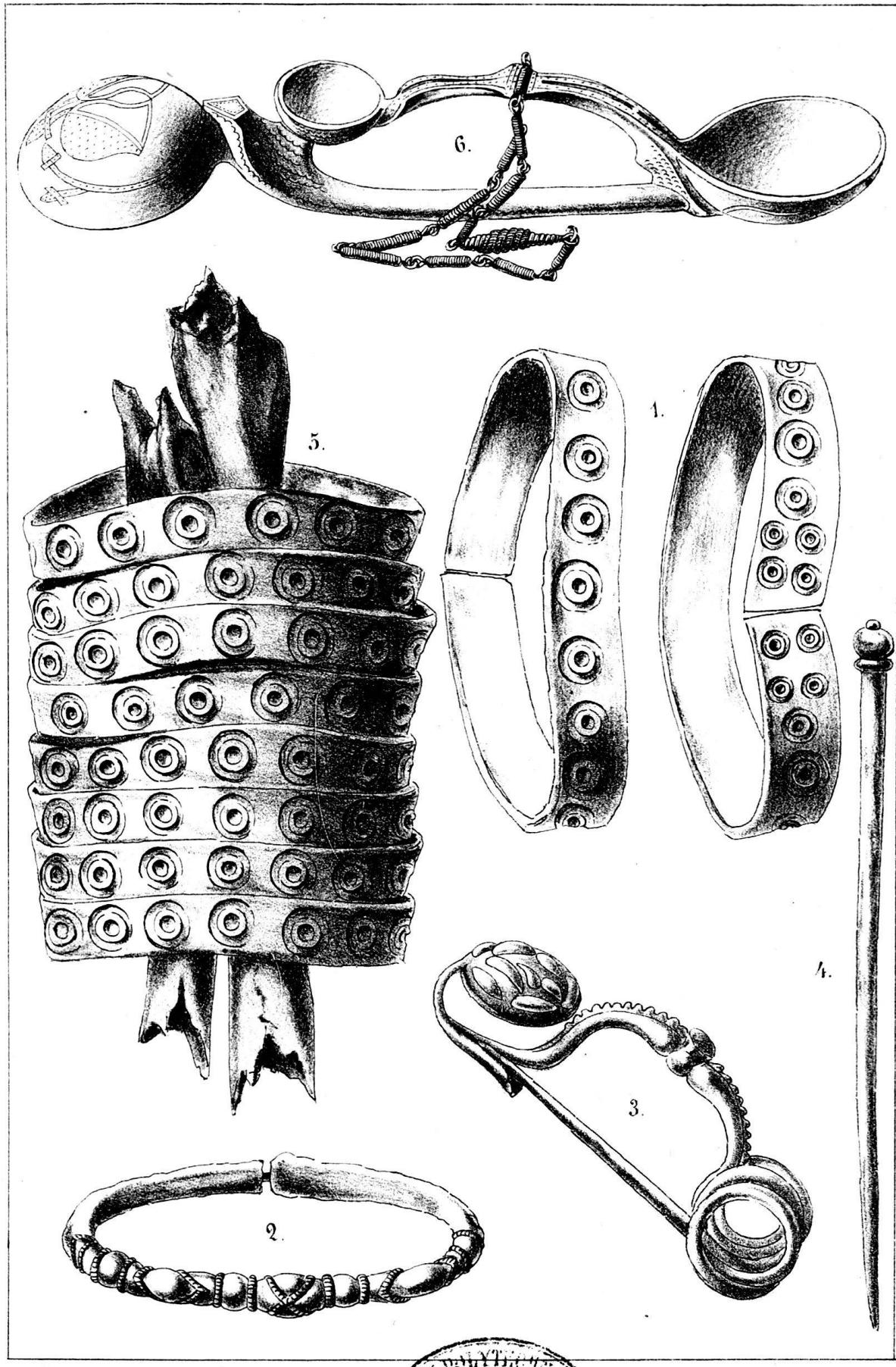
Der Actuar:

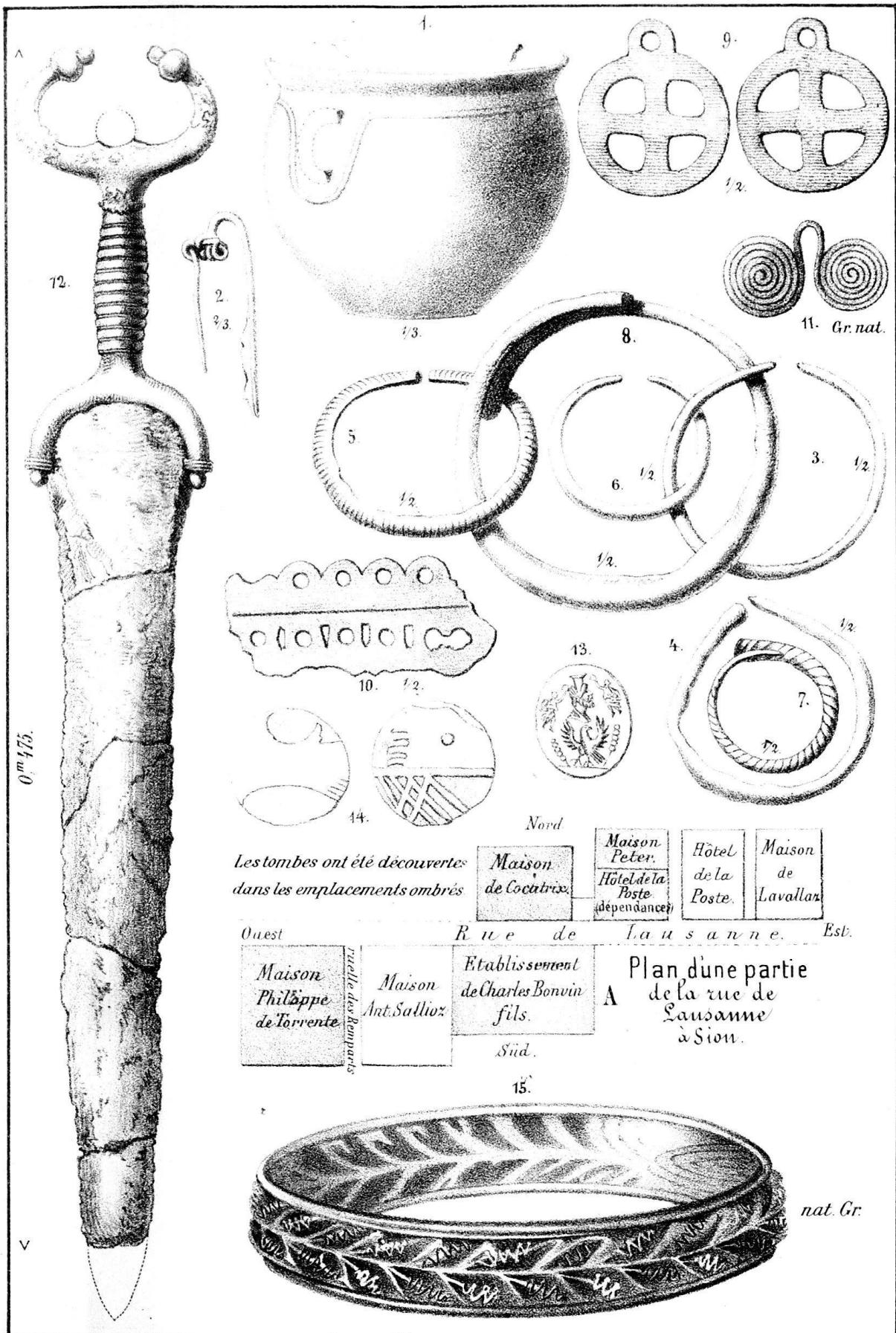
**Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonan.**



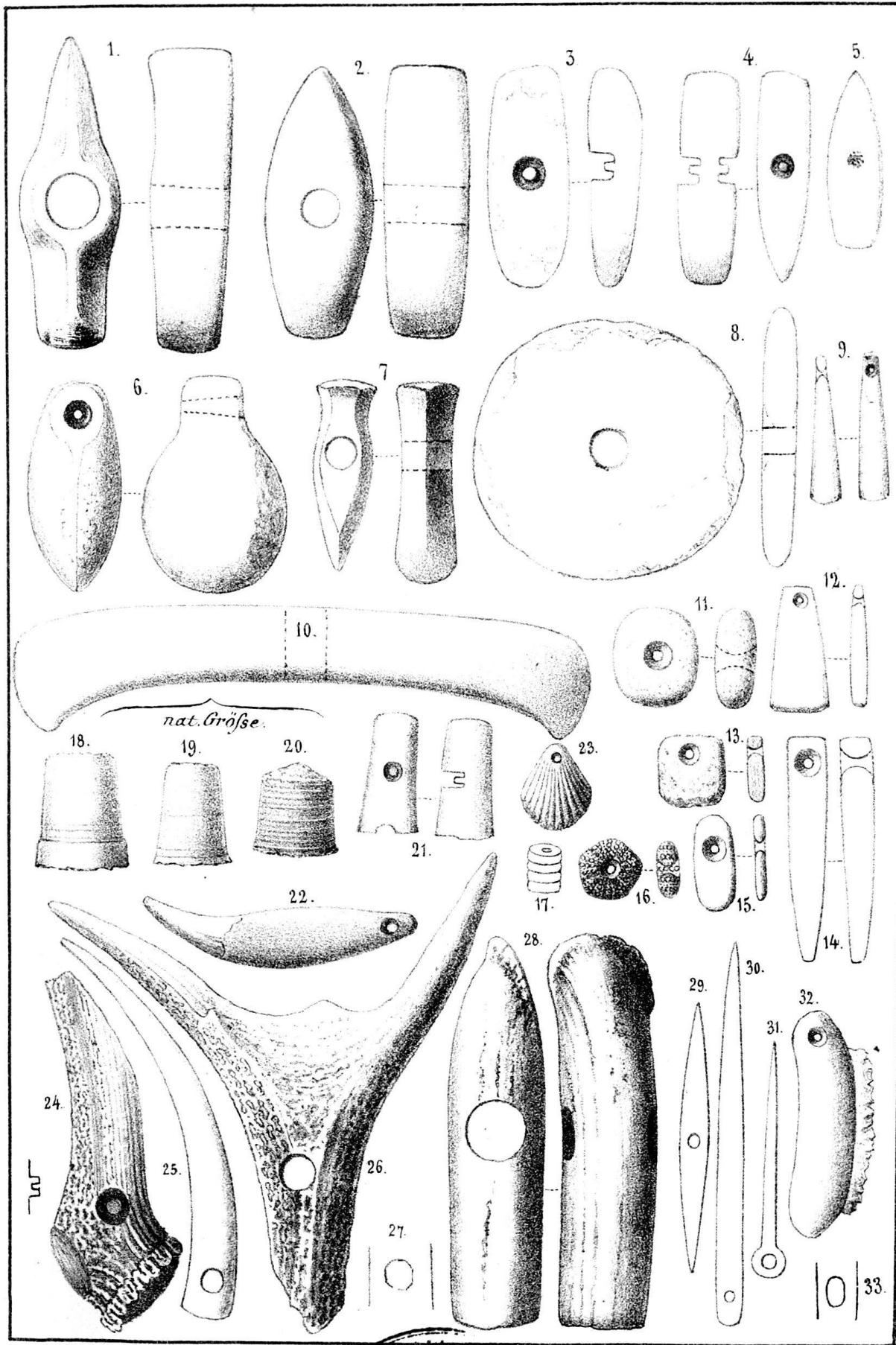
Taf. X.





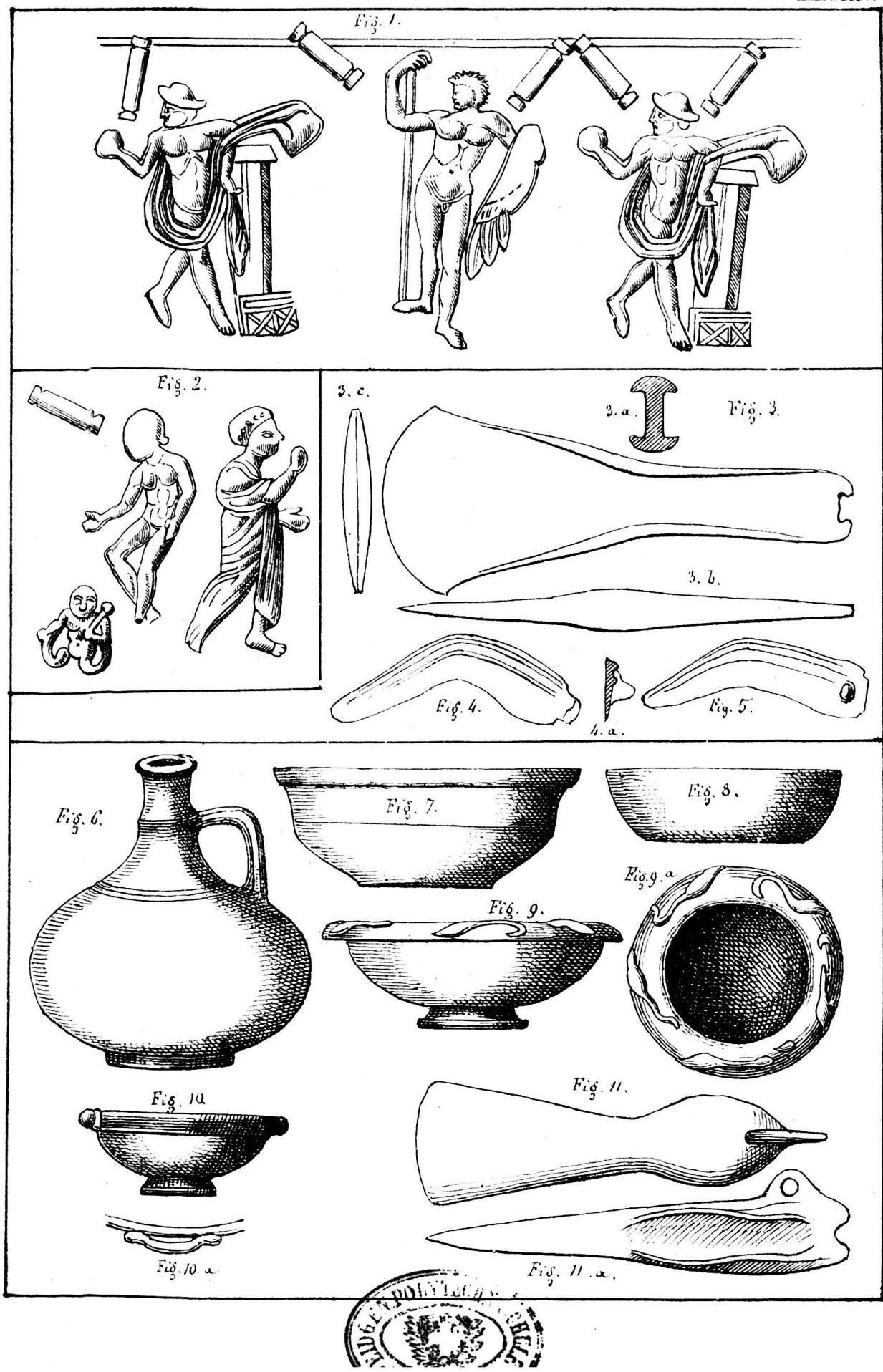


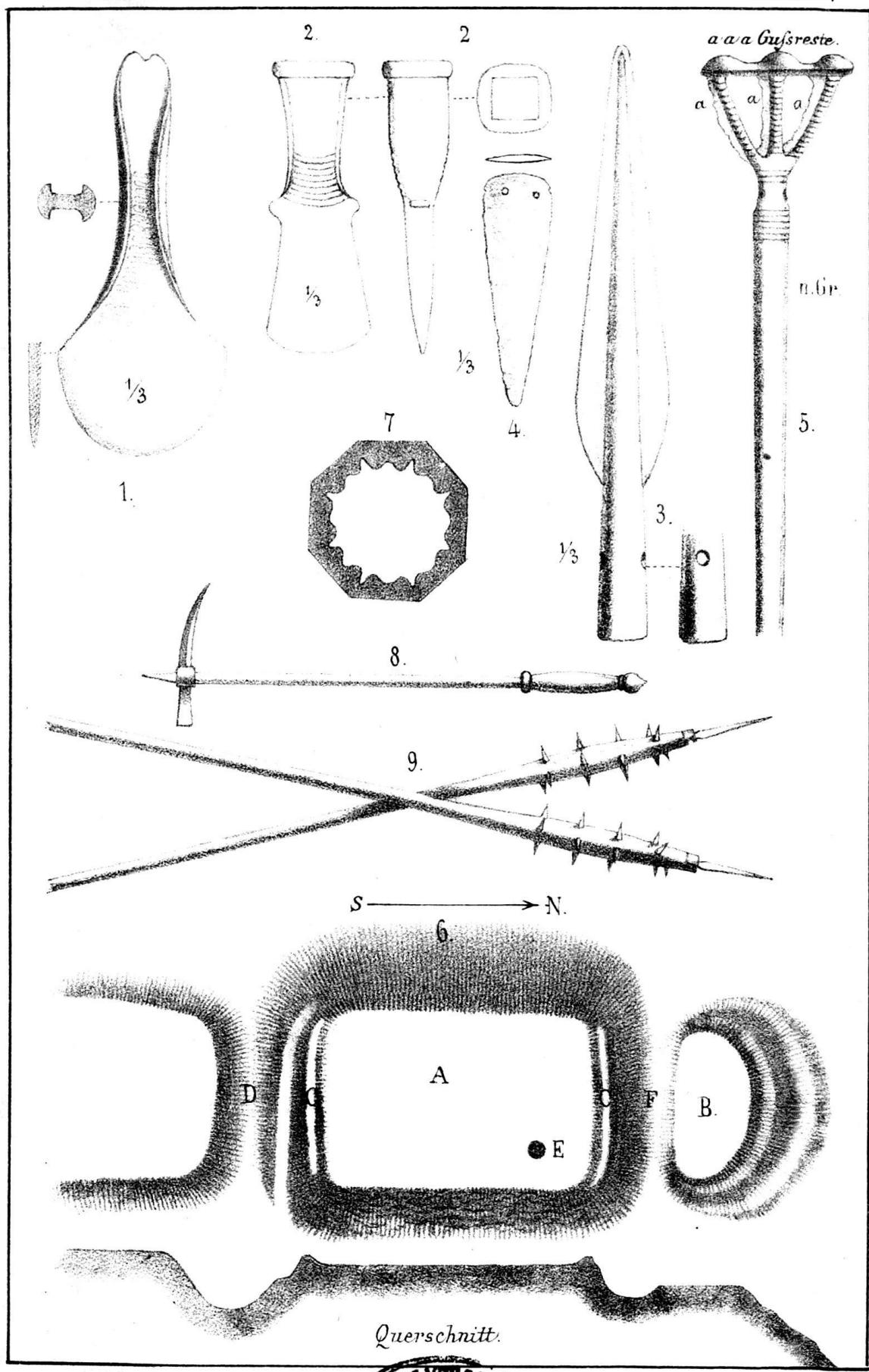
Brugier, lith.



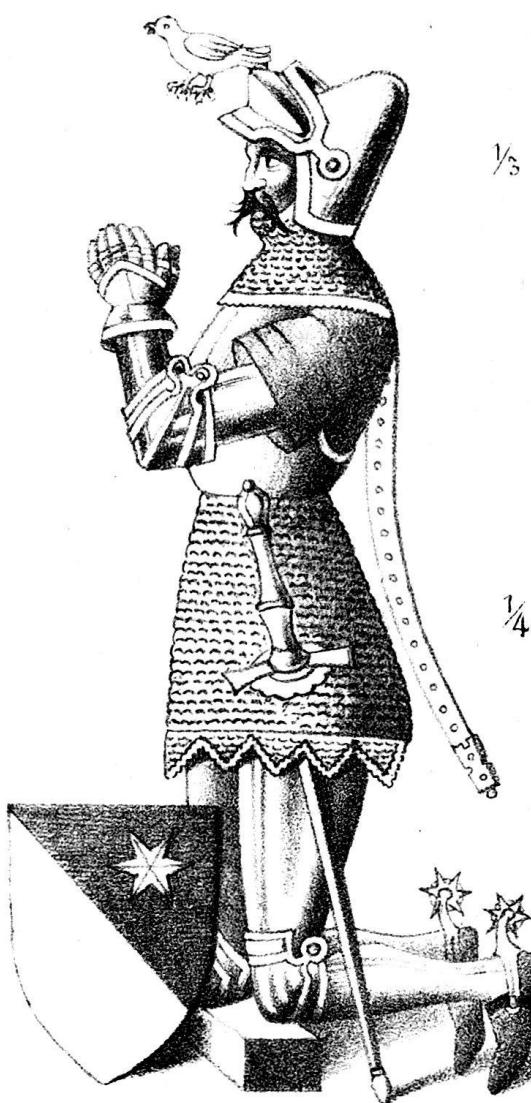
*Alle Nummern halbe Grosse*





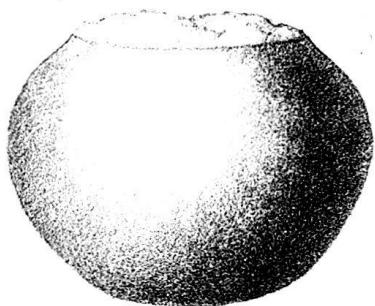


1.

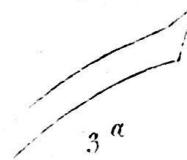


1/3

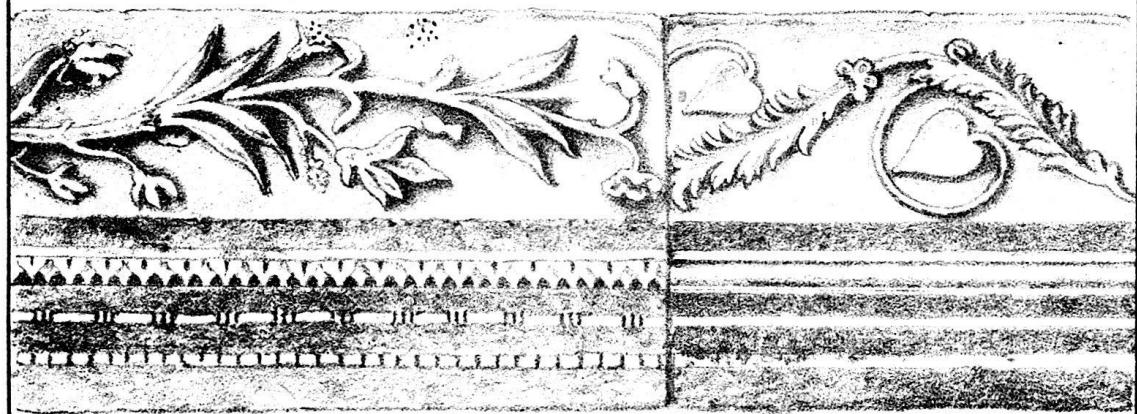
2.



3.



4.



1.



Länge 1' 11"  
größte Breite 1'.

2.



